OMNIBUS
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau 2c.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**

—0—

Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00

Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.00

Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $9.00

—0—

Man adressire gef.

W. Krippenstapel,
Louisville Ky.

Jahrgang 2. Nummer 39.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 20. September 1868.

Das Tägliche
Louisville Volksblatt,
erscheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeschen in deutscher Uebersetzung. Es kostet, frei in's Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche		15 Cents.
3 Monate	per Post	$2.00
6 Monate	„ „	4.00
1 Jahr	„ „	7.50

—0—

Das Halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Mittwoch und Samstag Morgen. Es kostet frei in's Haus geliefert, in Louisville,

Per Woche		5 Cents.
1 Jahr	per Post	$2.50
6 Monate	„ „	1.25

—0—

Das Wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen die Presse und wird sofort zur Post befördert. Es enthält neben den neuesten politischen Nachrichten den ausgewähltesten Lestoff und namentlich einen sorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieses Blattes ist in unbedingter Vorausbezahlung

6 Monate	75 Cents.
1 Jahr	$1.50
Einzelne Nummern	—.05

Anzeigen für dasselbe finden billige Aufnahme.

—0—

Nach Deutschland
versenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung besorgen):

1 Jahr	$5.00
6 Monate	2.50
3 Monate	1.25
Einzelne Nummern	—.10

[Für die „Mississippi-Blätter.]

Yankee-Doodle.*)

Ein amerikanisches National-Lied.
Deutsch von E. A. Zündt.

Zum Spott dereinst wohl durftet ihr
Uns Yankee-Schlingel nennen;
Heut aber zieh'n zum Siege wir,
Ihr sollt das Liedchen kennen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle, Dandy!
Wie der Rothrock Reißaus nahm
Beim Yankee-Doodle-Dandy!

Wer ficht, der spielt nicht Federball;
Doch soll, was muß, geschehen!
Fest wird bei Yankee-Doodle's Schall
Der Yankee-Bursche stehen.
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle, Dandy!
Vorwärts! ruft der Capitän
Beim Yankee-Doodle, Dandy.

Der Länderdieb komm' über's Meer!
Wir wollen's bald ihm zeigen!
Frisch, Yankee-Buben, kommt nur her,
Laßt ihm nach Hause geigen!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle, Dandy!
Die Yankee-Büchse singt den Baß
Zum Yankee-Doodle, Dandy.

Was, wie der Yankee-Doodle, kann
Die Vorzeit uns verjüngen!
Zum Lied, das Einer erst begann,
Millionen Chorus singen.
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle, Dandy!
Rollen wird um's Erdenrund
Der „Yankee-Doodle, Dandy".

Denn Yankee-Doodle, nicht allein
America soll's wittern!
Sonst überall willkommen sein
Und jeder Fürst soll zittern!
Yankee-Schlingel! Ha, ha, ha!
Yankee-Doodle-Dandy!
Freiheit ist der Quell vom Lied
Des Yankee-Doodle-Dandy!

*) Es giebt verschiedene Texte für die Melodie des Yankee-Doodle. Der hier gegebene soll jedoch der ursprüngliche sein.

Isabella

an ihren alten Sohn.

Sohn, da hast du meine Spa-
Nier; mich haben sie im Ma-
Gen! nimmt auch den Esparter-
O: 's regierert mich nicht mehr!

Ein Wunderschloß in Egypten ist's, an welchem zwei deutsche Architekten bauen: der Palast des Vizekönigs auf Geziret am Nil bei Kairo. Die beiden Baumeister sind die Herren von Diebitsch und Frantz. Aeußerlich unbedeutend, vereinigt dieser Palast, und mehr noch der dazu gehörige, 150 Meter lange Gartenpavillon, in seinem Innern Alles, was Geschmack, Pracht und schöpferische Phantasie zusammenwirkend in orientalischer Art schaffen können. Eine Pracht, wie man sie auch an den ersten Höfen Europas kaum finden wird, zugleich aber eine Feinheit, Mannigfaltigkeit und zauberhafte Schönheit der Zimmer-Architektur, wie sie selten mehr vorkommen mag; man fühlt sich in dem „1001 Nacht" der Märchen. Mehr als 3,600,000 Gulden kostet freilich diese Anlage. Dafür ist ihr Besitzer aber auch der Vizekönig von Egypten, Ismael Pascha, der selbst in der geldärmsten Zeit vorigen Jahres noch Mittel genug hatte, um Standuhren und ähnliche Dinge von massivem Gold zu kaufen. Bescheidener hat Mehemed Ali gelebt. Selbst der schöne Kiosk von Schubra, sein Lieblingsaufenthalt, hält keinen Vergleich mit diesem neuen Palast Ismael Pascha's aus.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cabel.)

Louisville, 17. Sept. Mayor Tomppert hat 600 Exemplare des Louisville Omnibus gekauft, um aus diesem Blatte social-politisch-humoristische Vorträge in Indiana zu halten.

Louisville, 17. Septbr. Dem Staate Maine wurde heute früh vor dem Courthause ein Mühlstein um den Hals gehängt und er dann in den Ohio geworfen. Der alte Sünder Ohio verzog keine Miene.

Chicago, 18. Sept. Der „Jurbruder" hat eine Beschwerdeschrift an den Norddeutschen Bund eingereicht und das Recht der Illinois-Staats-Zeitung zur Zahl der Großmächte gezählt zu werden, in Frage gestellt. Als Bismark die Geschichte erfuhr, soll er ausgespuckt haben; woran er aber in dem Augenblick dachte, weiß man nicht.

Louisville, 18. Sept. Gestern Abend, pracise $10\frac{3}{4}$ Minuten nach 11 Uhr ist hier plötzlich ein Neger, Mensch geworden. Der Kerl fing nämlich zu reden an. Das erste Wort, das über seine Lippen kam, war: Jeff. Davis. Große Aufregung herrscht hier über dieses sonderbare Spiel der Natur, man spricht davon Käfige zu bauen und die Neger als Papageien zu verwerthen.

Louisville, 18. Sept. Heute war das Gerücht hier verbreitet, daß sich Mayor Tomppert den Hals abgeschnitten hat. Näheren Ermittlungen zufolge ist diese Nachricht dahin zu corrigiren, daß Herr Tomppert sich nur in den Hals geschnitten hatte, als er glaubte, den Interessen Louisville's durch eine Stumptour in Indiana zu dienen.

Berlin, 19. Sept. Die Nachrecht der letzten Nummer der Berliner Montagszeitung, daß Graf Bismarck mit Nächstem wieder die Leitung der Geschäfte übernehmen werde, beruht auf einen Druckfehler. Die Nachricht muß lauten: Graf Bismarck wird mit Nächstem die Leitung der Geschichte wieder übernehmen.

Asien, 5. Sept. Die angekündigte Sonnenfinsterniß hat bei sehr günstiger Witterung und unter großer Theilnahme des Publikums stattgefunden. Die anwesenden fremden Gäste sprachen sich über die Leistung sehr befriedigt aus.

Die Erdenbewohner. Man schätzt die Zahl der Bewohner der Erde auf 1200 Millionen. Diese unterhalten sich mit einander in mehr als 3000 verschiedenen Sprachen und hängen ungefähr 1000 verschiedenen Religionsbekenntnissen an, indem Jeder behauptet, daß sein eignes Bekenntniß das allein richtige sei.

Der Tod rafft jährlich 33 Millionen Menschen weg, jeden Tag 92,000, jede Minute 90. Etwas mehr beträgt die Zahl der Geburten, und so mehrt sich das Menschengeschlecht; innerhalb 33 Jahren erneuert es sich zum größten Theile, denn so viel ungefähr beträgt die mittlere Lebensdauer. Die letztere nimmt bei den gebildeteren Völkern neuerdings nicht ab, sondern eher zu. Vor dem 7. Jahre stirbt ¼ der Menschen, vor dem 17. die Hälfte. Ein Alter von 100 Jahren erreicht nur Einer von 10,000, das von 80 nur Einer von 500.

Die Zahl der Christen schlägt man zu 335 Millionen an, die der Juden 6 Millionen, der Muhamedaner zu 100 Mill. Alle Uebrigen pflegt man Heiden zu nennen, deren Zahl also noch immer an 800 Millionen betragen muß.

Die Französisch-Kaiserkrone.

Sie ist nur eine Dornenkrone,
Die Leid und Kummer auferlegt:
Sie ist nur eine Dornenkrone
— Die Frankreich trägt!



Fritze: Brrr! Johann, is das eene Kälte!

Johann: Woher kommt denn das.

Fritze: Das will ick Dich erklären. Weeste, jewöhnlich kommt die Kälte aus dem Norden, von unsere neue Mitbürger in Alaska, die Eskimos; diesmal kommt sie aber aus dem Süden.

Johann: Ja, wie is denn dat möglich?

Fritze: Schaafskopp, im Süden werden so ville kalt jemacht, dat sich die kühle Luft bis zu uns rüberziebt.

Marl: Also die Zeit erfordere ernste Arbeit, sagen die Leipziger.

Sepperl: Wahr ist's.

Marl: Was thuen aber die Indianer?

Sepperl: Na, ich will dir sagen: so eine ächte Frühlingsred' vom Tomppert anzuhören — ein Stück Arbeit ist's schon auch.

Endlich haben sie auch eine! Wer? Die Preußen! Nun, was denn? Eine „Infanteriekanone". Derselbe wird auf der Schulter getragen und soll ungemein verheerend wirken. „Wen solche Spritzen nicht erfreu'n, der ist nicht werth ein Mensch zu sein."

Bayrische Schriftsteller und ehemalige Parlamentsmitglieder streiten darüber: ob und wie Ludwig I. die deutsche Kaiserkrone angeboten worden sei oder nicht.

Möchten doch die Herren lieber darüber berathen, wie Ludwig II. die bayrische Königskrone erhalten werden könne.

Pimplhuber,
k. Einwohner von München.

Zeitungen erzählen, daß es einem Berliner gelungen sei, durch die Sonnenhitze im Sande des Kreuzbergs Hühnereier ausbrüten zu lassen, und zwar binnen 19 Tagen, während die gewöhnliche Brütezeit doch 21 Tage betrage. Zur Vervollständigung dieser wunderbar klingenden Nachricht können wir noch hinzufügen: das Wunder war noch viel großartiger! Nicht genug, daß sämmtliche Eier ausgebrütet wurden: nein! der erste Vogel, der aus dem ersten Hühnerei auskroch, war— eine Ente.

Ein Witz des Kronprinzen von Preußen.—Während des Festes im Kley'schen Garten in Bonn frug der Kronprinz einen der anwesenden Studenten, ob er auch in Bonn studirt habe.

„Ja wohl, königliche Hoheit."

„Wann?"

Der Gefragte nannte die betreffenden Jahre.

„Zu welchem Corps haben Sie gehört.

„Königliche Hoheit, ich war Kameel."

„Ja, sehen Sie," sagte hierauf der Kronprinz lachend, „das bin ich auch gewesen, ich habe nur nicht mit der Sprache herausrücken wollen."

Oesterreichisch Schlesien. Bei einem Postamte wär, wie das üblich ist, ein Brief nach Oesterreichisch Schlesien, welcher bis zur österreichischen Gränze hätte frankirt werden müssen, am Postfenster ausgesteckt. Ein Israelit, Namens Schlesinger, sieht den Brief und fragt den diensthabenden Postbeamten, warum ihm der Brief nicht zugestellt wäre; er heiße Schlesinger. Der Beamte bedeutete ihn, der Brief sei nicht an Schlesinger, sondern nach Oesterreichisch Schlesien bestimmt. Darauf erwiederte der Jude: „Jo der Schlesinger Eschstreich. — nu den kenn ich aach recht gut."

Komische Anzeigen.

Intelligenzblatt vom 24. Juni:
— Für Gutsbesitzer. Ein hocheleganter Schimmelhengst, ganz dunkel, und ein braunes Hengstfohlen, sowie eine gute Fenster-Chaise sind zu verkaufen. Näheres bei

Herrmann, Königstr. 43 1 Tr.

Berliner Intelligenzblatt vom 25. Juni:
— Ammen, direkt aus dem Oderbruch, mit reichlicher Nahrung auch von 2, 3—5 M., auch gute Stadtammen sind sogl. bei Fr. Werner, Auguststr. 20., v. 2 Tr.

— Eine hübsche Kellnerin ist zu erfragen Kleine Hamburgerstraße No. 27. 3 Tr. rechts. Des weiten Weges auch brieflich angenommen.

— Von Herrschaften werden ganz heruntergesessene Sophas gekauft, auch gegen neue in Zahlung genommen, Pfandscheine, Möbel 2c. gegen Rückkauf billig, und sind 40 Pfund Haare billig zu verkaufen. Franko-Adressen Tieckstraße 39 parterre bei Haensch.

Berliner Intelligenzblatt vom 14. Juli 1868:
— 50 Häklerinnen, à Pfund 16 Sgr., werden verlangt bei Schönermark, Melchiorstraße 29, 4 Tr.

Vossische Zeitung vom 24. Juni 1868:
— Zwei wohlerzogene Kinder, 1 Mädchen von 8 J., 1 Knabe von 5, die ihre Mutter vor Kurzem durch den Tod verloren haben, sind bei wohlgesinnten Herrschaften zu ihrer Erziehung zu begeben. Gefälliges Ansehen der Kinder wie alles Nähere ist zu erfr. Mauerstr. 47|48 bei Pierau im Buttergeschäft.

Vossische Zeitung vom 15. März:
— Ein unbescholtenes kinderloses Ehepaar wünscht eine Stelle als Portier oder Bote. Zu erfragen Kochstraße 6 im Biergeschäft.

— Eine Landamme mit einem dicken Kinde ist angekommen bei Zweybar, Wilhelmsplatz No. 4.

Vossische Zeitung vom 18. März:
— Ich bitte edle Menschenherzen, welche mir die Wäsche anvertrauen wollen, in welcher ich gut bescheid weiß und mich nur vom Wäschewaschen ernährt habe, da mir mein Mann aus dem Feldzuge 1866 brustkrank zurückkam und jetzt starb und deshalb in letzter Zeit viel Arbeit abweisen mußte, mich jetzt wieder in meiner Wohnung mit Wäsche zu betrauen. N. Hochstraße 29, 3 Tr., Wwe. Dehmel.

— Avis! Den vielen mündlichen und schriftlichen Anfragen zur gefälligen Benachrichtigung, daß wir das Anfertigen neuer Oberhemden übernehmen, wenn auch die Stoffe nicht bei uns gekauft worden sind.

Staatsbürger Zeitung vom 27. Juni:
— Der Schluß einer Vergnügungsanzeige lautete: „Für Speisen, Getränke, Musik und natürliche Bauermädels ist gesorgt."

— Buchstäbliche Abschrift eines Schildes in Berlin:

B. Grün.
23. Jüden-Straße 23.
Restauration und Fremden-Logis empfiehlt sich zur Aufnahme mosaischen Glaubens und verspricht bei Ihren fernenen Fortkommen mit Rath und That beizustehen.

Eine Suppenanstalt für Säuglinge. Der praktische Arzt Dr. Baßfreund hat in Friedrichstraße No. 100 in Berlin eine Suppenanstalt errichtet, in welcher unter seiner Aufsicht und technischer Leitung die Liebig'sche Suppe für Säuglinge bereitet wird, welche einen vollständigen Ersatz für die Muttermilch gewährt. Die Anstalt liefert den Müttern die fertige Suppe zweimal täglich frisch bereitet ins Haus und setzt sie so in die Lage, ihre Kinder gesundheitsmäßig zu ernähren und vor den Gefahren der Saugflaschen zu bewahren.

Wer da!?

Ein deutscher Offizier, welcher mit seinem Regimente zu den Hülfstruppen gehörte, die unter dem Marschall Lefevre Danzig, belagerten, erzählte folgende Anekdote:

Der Marschall liebte die Deutschen und hatte das zweite Bataillon unseres Regiments als eine Art Leibgarde in seinem Hauptquartier, dem Dorfe Bruste bei sich. Während die andern Truppen den schweren Dienst in den Trancheen Tag und Nacht versehen mußten, hatte diese Bataillon so gute Zeit, daß es zuletzt ganz sorglos wurde und der Commandeur desselben, Major J., sich mit seinen Offizieren, statt im Allarmhause zu bleiben, in einem großen Saal des Nebenhauses jede Nacht ganz ruhig zu Bett legte, sich überhaupt alle mögliche Bequemlichkeit zu bereiten suchte.

In einer Nacht, als eben die ganze Gesellschaft, nur ein Licht brennend, im Bette lag, geht plötzlich die Thür auf und —der Marschall tritt herein.

„Was!" ruft er im höchsten Zorn, „ick Euch gemackt zu meiner Leibwack und Ihr seid solke Bärenhäuter? Ist das Dienst? ist das Wacksamkeit? Wißt Ihr, daß ick bin Marschall? ick kann Euch legen Kopf vor die Füß', ick Euch sogleich werd' lassen füsillir!"—

So ging es in der größten Wuth noch eine Weile fort. Der arme Major, mehr todt als lebendig, stand im Hemde mit gefalteten Händen vor ihm, und fand keine Möglichkeit, nur ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen.

Unterdessen hatte der Lieutenant L., welcher an der Thür schlief, den Anfang der Scene mit angehört, sich dann auf's Schnellste in seine Uniform geworfen, und nun, was er konnte, auf die Hauptwache, um dort Allarm zu machen.

„Du mußt," sagte er zu dem wachhabenden Offizier, „eine Menge kleiner Patrouillen ausschicken, die den Marschall, der uns eben im Bett überfallen, auf jedem Schritt anrufen, so daß er nicht nach Hause kommt, ohne wenigstens zwanzigmal angepackt zu sein."

Gesagt, gethan. — L. eilt zurück und trifft den Feldmarschall noch an der Hausthür.

„Wer da!?" schreit er ihm mit Löwenstimme entgegen.

Kaum einige Schritte—ein neues „Wer da!?"

Der Marschall stutzt; nicht lange, so tönt der Anruf ihm wieder entgegen. Nachdem er denselben etwa zehn Mal vernommen, drehte er sich schnell um und steuert gerade wieder auf das Schlafzimmer der Offiziere zu.

Der Major, welcher eben seine Hosen anzieht und seinen Burschen prügelt, daß er ihm die Uniform nicht schnell genug reicht, läßt diese fast aus der Hand fallen, als er den Gefürchteten von Neuem erblickt. Er glaubt, nun wird der Tanz erst recht beginnen; der Schreckliche aber lächelt freundlich und sagt:

„Major, weil Ihr seid so wacksam in Straß', es ist was Anderes. Könnt Ihr so gut Euch verlassen auf Eure Leut', mein Hauptquartier ist es so bewackt, könnt Ihr selbst in Gottes Namen schlafen. Legt Euch zu Bett, ick bin nick mehr bös'. Gut' Nackt!"

Erfolg. **Potier:** Sie sind auch ein Vertheidiger der Vaccine?

Roger: Allerdings.

Potier: Das ist eine schöne Geschichte mit dem Kinde unsers Nachbars.

Roger: Vorige Woche wurde es vaccinirt mit dem besten Erfolge.

Potier: Ueber den Erfolg! Heute ist's todt!

Roger: Nicht möglich!

Potier: Die Magd ließ es zum Fenster hinausfallen; es blieb auf der Stelle.

Starrer Sinn, starres Gesetz.

(Schluß.)

Den jungen Vertheidiger begrüßten Glückwünsche für seine Rede. Man wünschte ihm allgemein Gelingen. Die Theilnahme für den Angeklagten steigerte sich, sie war doch noch einer Steigerung fähig gewesen. Mit gleicher Spannung wurde die Rückkehr des Gerichtshofes erwartet. Er mußte die Entscheidung über das Schicksal des Angeklagten bringen. Wie mußte diese ausfallen? Der Vertheidiger hatte mit so vieler Mäßigung eben um so überzeugender die Ungerechtigkeit, die Widersinnigkeit des Gesetzes dargestellt. Aber dieses Gesetz war so klar, so unwiderleglich klar. Die Argumente des Vertheidigers sollten eben nur seinen Widersinn anklagen können, und wie manches Gesetz entbehrt nicht minder des gesunden Menschenverstandes und wird dennoch täglich zur Anwendung gebracht.

Der Gerichtshof kehrte zurück. Der Präsident verkündete den gefaßten Beschluß.

„In Erwägung, daß Worte und Willen des Gesetzes völlig klar sind, nämlich dahin, daß die Erklärung des Angeklagten, sich schuldig zu bekennen, lediglich und vollständig das Verdict der Geschworenen vertritt, und folglich nur noch der Urtheilsspruch des Gerichtshofes darauf folgen kann, wird der Antrag des Vertheidigers auf Verhandlung der Sache vor den Geschworenen hiermit verworfen."

„Es ist sein Todesurtheil!" flüsterten Hunderte von Stimmen.

„Es ist entsetzlich!" fügten entsetzt Hundert andere hinzu.

Dennoch konnte Niemand die Gesetzmäßigkeit des Beschlusses angreifen.

Auch nicht seine Gerechtigkeit?

Der Angeklagte hatte ihn mit seiner unerschütterlichen Ruhe und Kälte angehört. Er schien sich sogar gehoben zu fühlen.

Der Präsident erhob seine Stimme wieder.

„Die amtliche Wirksamkeit der Herren Geschworenen tritt nicht ein. Sie sind entlassen. Es ist ihnen jedoch gestattet, im Saale zu verbleiben."

Die Geschworenen verließen die Geschworenenbank und zogen sich auf ihre früheren Sitze zurück.

Die tiefste Stille trat nun ein.

Jeder wußte, was nun folgen müsse.

Es war so wenig, und doch so inhaltschwer. Es konnten nur noch wenige Worte zwischen dem Vertheidiger und dem Staatsanwalt über die Anwendung des Strafgesetzes gewechselt werden; vielleicht gar keine, denn das Gesetz war einfach und klar, dann mußte das Urtheil des Gerichtshofes erfolgen, das den Angeklagten verurtheilte, wegen Mordes durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

„Ich gebe der Staatsanwaltschaft das Wort über die Anwendung des Strafgesetzes," sagte der Präsident.

„Die Anwendung des Strafgesetzes," erhob sich der Staatsanwalt, „ist eine unbedenkliche. Ich verzichte auf jede weitere Ausführung und beschränke mich auf meine traurige Pflicht, gegen den Angeklagten wegen Mordes die Todesstrafe zu beantragen."

„Die Vertheidigung hat das Wort," sagte der Präsident.

„Auch die Vertheidigung verzichtet auf eine Ausführung," sprach der Vertheidiger. „Sie unterwirft das Urtheil der Gerechtigkeit des hohen Gerichtshofes."

Der Präsident mußte sich noch an den Angeklagten wenden.

„Angeklagter, haben Sie noch etwas vorzutragen?"

„Nein!" war die kurze und ruhige Antwort.

Die Richter erhoben sich von ihren Sitzen, um in ihr Berathungszimmer zurückzukehren.

Sie hatten ein trauriges Amt zu erfüllen. Mancher Blick konnte nicht ohne Entsetzen auf sie sehen. Mancher andere nicht ohne Mitleiden für sie selbst. Sie sollten ein Urtheil, gar ein Todesurtheil aussprechen, das sie selbst für ungerecht hielten. Sie sollten, sie mußten es, weil eine Form sie dazu zwang. Der Vertheidiger hatte so klar darauf hingewiesen, wie die Sache sich verhalten müsse. Durch die Vernehmung der Zeugen, namentlich des neu aufgefundenen, mußte sich dies unwiderleglich bestätigen. Die Zeugen waren da, dennoch durften sie nicht vernommen werden. Ein eigensinniges, unsinniges Gesetz litt es nicht. Es hatte andere Formen vorgeschrieben, den Formen mußte das Recht, mußte ein Menschenleben geopfert werden.

Die Richter selbst erhoben sich mit finsteren, in sich gekehrten Blicken von ihren Plätzen.

Sie wollten den Saal verlassen.

Ein Geräusch hielt sie zurück.

Es war draußen an der großen Eingangsthür des Saales entstanden. Sie war verschlossen. Es wurde heftig an sie geklopft.

Der Präsident wandte sich unwillig nach der Thür hin.

Der Gerichtsdiener hatte sie schon geöffnet und trat hinaus.

„Was ist das?" riefen Mehrere, die der Thür nahe saßen und durch die Oeffnung sehen konnten.

Sie riefen es überrascht, verwundert. Die Verwunderung theilte sich dem ganzen Saale mit, obgleich nur jene die Veranlassung wußten.

Auch der Gerichtshof blieb, um vorher zu wissen, was da sei.

Der Gerichtsdiener kehrte in den Saal zurück. Die Thür verschloß er hinter sich. Er war aufgeregt. Er trat zu dem Präsideneen des Gerichtshofes. Er sprach halbleise zu ihm. Aber im Saale herrschte eine Todesstille; man konnte jedes seiner Worte in dem entferntesten Winkel vernehmen.

„Herr Präsident, eine fremde Dame bittet um Einlaß."

„Der Einlaß in diesen Saal ist Niemandem verwehrt," erwiderte der Präsident.

„Aber sie will nicht in den Zuschauerraum, sie will auf den Platz der Zeugen."

Durch die Augen des Präsidenten zog etwas wie ein zündender und dann hell leuchtender Blitzstrahl. Daß er ein braver, ein würdiger Mann sei, hatte er schon früher gezeigt.

„Lassen Sie die Dame eintreten", sagte er.

Der Gerichtsdiener kehrte zu der Thür zurück. Er öffnete sie.

Ein tiefere Stille, als die des Todes, gibt es nicht. Sie herrschte fort in dem weiten Saale.

Die Anwesenden glichen Erstarrten, deren miterstarrte Augen auf einen einzigen Punkt gerichtet waren.

Nur der Angeklagte bewegte sich unruhig auf seinem Sitze.

Durch die geöffnete Thür trat eine Dame.

Es war eine große, schöne Gestalt, aber sie ging gebeugt.

Sie trug Trauerkleider. Ein schwarzer Schleier verbarg ihr Gesicht.

Der Gerichtsdiener führte sie zu dem Präsidenten.

Wie sie gebeugt ging, so war doch ihr Schritt fest. Wie viele Anstrengung mochte ihr der feste Schritt kosten!

Sie mußte an der Bank des Angeklagten vorüber.

Sie wandte unwillkürlich das Gesicht nach ihm hin, aber kaum halb vermochten sie es. Ihr ganzer Körper zuckte zusammen.

„Ach!" rang sich ein Schmerzenslaut aus ihrer Brust.

Der Angeklagte hatte sein Gesicht verhüllt.

Sie stand vor dem Präsidenten.

Der Präsident sah sie erwartungsvoll an, daß sie reden werde.

Sie konnte es nicht. Sie hatte wohl Worte, aber die Stimme versagte der Unglücklichen ihren Dienst.

„Was ist Ihre Begehren, Madame?" fragte sie der Präsident. „Wie ist Ihr Name?"

Sie hatte die Sprache wiedergefunden.

„Ich bin die Gattin des Angeklagten. Ich bin hierhergekommen, um für ihn den Zeugenplatz einzunehmen, und dann den seinigen. Er ist unschuldig! Ich, ich allein bin die Schuldige, die Verbrecherin!"

Ueber die brennendste Erwartung in der Brust des Menschen erhebt sich der Triumph des Rechts, des Menschlichen, des Muthes, des Edelmuthes.

Keine Macht der Erde hätte die Anwesenden zurückhalten können, ihre Bewunderung laut werden zu lassen. Aber es waren der Trauer, dem Unglücke, und doch immer einem Verbrechen gegenüber, nur leise, gedämpfte Stimmen, die man vernahm.

Der Präsident hatte die Gattin des Angeklagten unterbrochen.

„Madame, reden Sie jetzt nicht weiter. — Gerichtsdiener, führen Sie die Dame auf den Platz der Zeugen."

Der Gerichtsdiener führte sie zu dem Platze.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Man sah ein Gesicht, in welches Schmerz, Gram und das Gefühl der Vernichtung die tiefsten Furchen gerissen. Und doch war es noch ein schönes Gesicht.

Der Präsident erhob noch einmal seine Stimme.

Die Stille des Todes trat wieder ein.

Sollte noch, auch jetzt noch, die starre Form des Gesetzes ihr Recht behalten? Sie allein? Das höchste Unrecht sollte das höchste Recht bleiben?

Das war ja der schon vielfach an Tag getretene Geist dieses neuen französischen Strafverfahrens mit allerlei anderen Zuthaten. In dem englischen Rechte mag das eigene Schuldbekenntniß vielleicht seine gefahrlose Berechtigung haben. Unter den starren Formen des französischen Prozesses kann es zum Unglück führen.—

„Ich eröffne die Verhandlung der Sache!" sprach mit erhöhter Stimme und freier, gehobener Brust der Präsident. Ich weiß wohl, daß ich auch jetzt noch den starren Buchstaben des Gesetzes nicht auf meiner Seite habe. Aber für mich steht das lebendige Recht höher, als ein starrer Gesetzesbuchstabe, und dieses lebendige Recht steht in diesem Augenblicke klarer vor mir. Will später ein höherer Gerichtshof mein Verfahren als ein ungesetzliches vernichten — ich habe die Verantwortlichkeit zu tragen. Aber diese höchste Verantwortlichkeit ist mir die meines Gewissens. Meine Herren Geschworenen, kehren Sie auf Ihre Plätze zurück.—Gerichtsdiener, führen Sie die Zeugen ein."

Die allgemeine Stimmung des Saales hatte Mühe sich still zu verhalten.

Nur in der Reihe der Offiziere sah man eine Enttäuschung. Der Angeklagte blickte schmerzlich vor sich hin. Der Staatsanwalt erhob sich mit einem Proteste.

„Meine Pflicht als Wächter des Gesetzes gebietet ihn mir", sagte er.

Die Vertheidiger schwiegen.

Die Verhandlung vor dem Geschworenengerichte begann. Die Richter und die Geschworenen hatten ihre Sitze wieder eingenommen.

Der Staatsanwalt erhielt das Wort, die Anklage zu begründen. Er sprach nur Weniges. Er berief sich auf die Zeugen, deren Aussagen die Geschworenen vernehmen würde, und auf das Bekenntniß des Angeklagten.

Die Zeugen mußten abtreten, auch die Gattin des Angeklagten.

Der Präsident befragte den Angeklagten.

„Ich verweigere jede Erklärung," antwortete er mit seiner festen Stimme. „Ich habe mich schuldig bekannt. Ich bekenne mich noch schuldig. Zu keiner anderen Antwort zwingt mich das Gesetz."

Er hatte Recht.

Der Präsident leitete das Zeugenverhör ein.

Zuerst wurden einzeln die beiden Mägde vernommen. Sie hatten ihren früheren Aussagen nichts hinzuzusetzen.

Der Chausseegeldeinnehmer und der Bursche des Getödteten wurden verhört. Sie konnten nur einfach die Anführungen der Anklage über sie bestätigen.

Alle diese Aussagen verbreiteten kein Licht über die Sache.

Der Kutscher des Angeklagten wurde in den Saal geführt. Die große Aufmerksamkeit empfing ihn.

Der Vertheidiger hatte schon vorher angeben, wie er ihn ermittelt habe. Nach vieler Mühe war es ihm gelungen, zu erfahren, welchen Weg der Angeklagte genommen, als dieser noch in der Nacht der That A. verlassen. Er hatte dann ferner erfahren, daß der Kutscher im Nachbarlande Verwandte habe. Seine Vermuthung, daß er bei diesen sich aufhalte, hatte sich als richtig herausgestellt. Den Mann, der für seinen Herrn durch das Feuer gegangen wäre, zum Erscheinen in der Schwurgerichtssitzung zu bewegen, war ihm dann ein Leichtes gewesen. Er hatte ihm nur einfach die Lage der Sache vorstellen müssen.

Der Zeuge bestätigte diese Angaben. Aber zu der Sache selbst konnte er nur wenig Neues und Erhebliches bekunden, und der Vertheidiger, wenn er vorhin das Gegentheil gemeint, hatte im Eifer für die Sache seines Clienten den Werth der Aussage des Zeugen wohl überschätzt.

Ungeachtet seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn, hatte dieser ihn nie zu seinem Vertrauten gemacht. Außer den bekannten Thatsachen der Anklage konnte er nur bezeugen, daß an jenem Abende sein Herr jenseits des Chausseehauses ihm plötzlich befohlen, umzukehren, was er gethan; daß er dann, nachdem er Wagen und Pferde besorgt, sich schlafen gelegt; daß er gegen Morgen von seinem Herrn geweckt wurde, mit dem Befehle, sofort wieder anzuspannen; daß er dem Befehle nachgekommen; daß er dann gemeinschaftlich mit seinem Herrn einen schweren Reisekoffer in den Wagen getragen; daß darauf sein Herr mit Frau und Kind in den Wagen eingestiegen sei; das Kind habe der Herr in seinen Armen getragen. Sie seien ohne Aufenthalt bis über die Grenze gefahren. In der nächsten großen Stadt sodann habe sein Herr Wagen und Pferde verkauft, ihn abgelohnt und beschenkt, und von ihm verlangt, daß er im ersten Jahre nach seiner Heimath nicht zurückkehre. Er habe das versprochen. Sein Herr habe mit seiner Familie auf der Eisenbahn seine Reise fortgesetzt.

Weiter wußte er nichts. Weiter sagte er wenigstens nichts aus. Er schien allerdings noch mit irgend einem Umstande zurückzuhalten. Eine augenscheinliche Befangenheit verrieth es. Sie zeigte sich namentlich, als er das Einsteigen des Angeklagten mit der Frau und dem Kinde in den Wagen erzählte. Allein Niemand hatte eine Ahnung dessen, was er hier möglicherweise verschweigen könne. So konnte er nicht näher befragt werden.

Einen bemerkungswerthen Umstand führte er aber noch an. Die Gattin des Angeklagten hatte seinen neuen Aufenthalt bei seinen Verwandten gewußt. Fast gleichzeitig, als der Vertheidiger sich mit ihm in Correspondenz gesetzt und ihn eingeladen, in der schwurgerichtlichen Verhandlung zu erscheinen, hatte er von jener einen Brief aus England erhalten, worin sie ihn um Nachricht über ihren Gatten bat. Er hatte ihr zur Antwort das Schreiben des Vertheidigers übersandt.

Das plötzliche Erscheinen der Gattin des Angeklagten war hierdurch erklärt.

Aber welche Aussage durfte man von ihr erwarten?

„Die Frau Brand werde hereingeführt," befahl der Präsident. „Ich verordne ihre Vernehmung vermöge meiner discretionairen Gewalt."

Sie wurde hereingeführt.

Das Erscheinen der hohen und doch so tief gebeugten Trauergestalt brachte von neuem einen mächtigen Eindruck in der Versammlung hervor. Einen um so mächtigeren, da nur noch einzig und allein von ihr das Schicksal des Angeklagten abhängen konnte.

Auch durch das Zeugniß des Kutschers war die Lage der Sache nicht geändert. Die Anklage auf Mord war durch nichts widerlegt. Das Schuldbekenntniß des Angeklagten war in keiner Hinsicht entkräftet. Man sah es dem besorgten Blicke des würdigen Präsidenten an; man las es in den finstern, manchmal kopfschüttelnd horchenden Mienen der Geschworenen; man erkannte es aus den fast ängstlich fragenden Gesichtern der Zuhörer. Der junge, lebhafte Vertheidiger war beinahe blässer geworden wie sein bleicher Client.

Da erschien die unglückliche Frau Sie trat gebeugt, tief verschleiert ein.

Dem Präsidenten gegenüber entschleierte sie sich. Ihr Gesicht was das Gesicht des Schmerzes und das Leidens. Aber auch ein hohes, edles Bewußtsein sprach sich darin aus, und als sie mit noch zitternder Stimme wiederholt hatte: „Ich bin hier die Verbrecherin!" da erhob sich auch ihre hohe Gestalt, muthig, mit dem Stolze des Bewußtseins der Erfüllung einer schweren, aber hohen Pflicht.

Und als sie nun Alles erzählte, offen, ohne den geringsten Rückhalt, wie sie von einem Verführer sich habe verblenden lassen, wie sie in dieser Verblendung ihren Mann, den bravsten, den edelsten Mann betrogen: wie er, allerdings von Eifersucht zurückgeführt, den Verführer bei ihr überrascht; wie er dennoch zu keiner blutigen Rache sich habe entschließen können; wie er da den Tod seines Kindes entdeckt, des geliebten, durch ihre Schuld, durch ihre Sünde, durch ihr Verbrechen getödteten Kindes, wie da die Verzweiflung, der Wahnsinn ihn gefaßt, und er im Wahnsinn seine That verübt habe,— und als sie dann, an die Richter und an die Geschworenen sich wendend, wiederholt ausrief:

„Ich, ich allein bin die Mörderin, eine Mörderin, eine doppelte Mördin! O laden Sie nicht den dritten Mord auf mich, indem Sie den edelsten Mann verurtheilen. Aber auf mein Haupt falle Ihr schwerstes Urtheil!"

Da sah man Thränen in dem Saale, so weit ein Auge zu sehen war. Die Richter waren ergriffen, die Geschworenen, selbst die Offiziere und der Greis an ihrer Spitze konnten der Theilnahme sich nicht erwehren.

„Er ist gerettet!" sprach es in jedem Herzen.

Auch der Angeklagte mußte es sich sagen.

Das Zeugniß der unglücklichen Frau war beendigt. Ihre Kraft war gebrochen.

„Darf ich den Saal verlassen?" bat sie den Präsidenten.

„Sie dürfen."

Sie wollte ihren Schleier niederlassen.

Sie mußte wieder an ihrem Gatten vorüber.

Sie mußte ihn noch einmal anblicken. Zum letzten Male in ihrem Leben.

Sie ließ den Schleier nicht fallen.

Sie sah den Gatten an.

Sein Blick traf sie.

„Kann ich leben?" rief er, und er bedeckte sein Gesicht mit seinen beiden Händen.

Da hemmte sie ihren Schritt, und noch einmal nahm sie ihr Kräfte zusammen, und mit ihrer leidenden Stimme sprach sie zu ihm:

„Du kannst leben, in dem Bewußtsein Deiner Ehre, die die unwandelbare Liebe Deiner Gattin gesühnt hat. Nur für mich ist der Tod."

Sie schwankte aus dem Saal.

Die Reden des Staatsanwalts und des Vertheidigers wurden noch mit Ungeduld angehört. Das Resumé des Präsidenten beschränkte sich auf das Nothwendigste.

Ohne Widerspruch von Seite der Staatsanwaltschaft wurde den Geschworenen auch die Frage vorgelegt, ob der Angeklagte, mit die Zurechnung begründendem, Bewußtsein gehandelt habe.

Die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung, die Frage verneinend, das Nichtschuldig aus.

Der Gerichtshof verkündete ein freisprechendes Urtheil.

Der Doctor Brand hatte Recht gehabt; er konnte doch nicht mehr leben. Der Mann der strengen Ehre, des starren Charakters war und blieb innerlich gebrochen.

Er siechte; nach zwei Jahren war er todt.

Seine Gattin hatte ihn überlebt. Wegen einer fahrlässigen Tödtung ihres Kindes war keine Untersuchung gegen sie eingeleitet. Sie war nach England zurückgekehrt. Man erfuhr später, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in einem Kloster in Frankreich den Schleier genommen habe.

Aus dem freiwilligen-Examen. „Sagen Sie 'mal, junger Mann, wie heißen die beiden Gründer vom Rom? „Ich will Ihnen d'raufhelfen. Besinnen Sie sich nur, es kömmt ja das Wort Rom selber im Namen des Einen vor. Wie heißen also die Beiden?"

Junger Mann (freudestrahlend): „Romeo und Julie."

Sonst und jetzt. In älterer Zeiten pflegten die Dienstboten, wenn sie den Dienst wechselten, zum Abendmahl zu gehen; wollten sie dies noch heute thun, so würde tagtäglich ein großer Zudrang zum Tisch des Herrn stattfinden, denn von Vielen wird jetzt der Dienst alle vierzehn Tage gewechselt.

Der Wilddieb und der Satan.

Unter dem Titel: „Le Chemin des écoliers" ist in Paris eine mit sehr schöne Illustrationen von Gustave Doreé gezierte Schrift erschienen, welche eine Ferienreise von Paris nach dem Schwarzwalde und dem Rhein beschreibt, worin eine Menge Sagen und Legenden mitgetheilt sind, welche dem Verfasser angeblich an Ort und Stelle erzählt worden sein sollen. Nach seiner Versicherung erfuhr er im Schwarzwalde folgende allgemein verbreitete Geschichte.

Der Wilddieb Walshans, der nach seinem gesetzlichen und anerkannten Gewerbe Uhrmacher und Mechanicus war, hatte verstanden, sich ein Jagdgewehr zu verfertigen, das den Augen der Behörde leicht zu verbergen war und dessen trügerische Form nicht leicht in ihm eine mörderische Waffe vermuthen ließ.

Eines Tages erschien ganz plötzlich auf einem der höchsten Gipfel des Schwarzwaldes ein Mann mit schwarzen, borstigen Haaren vor ihm.

„Guten Tag, Waldhans."

„Guten Tag, Satan," antwortete ihm der kühne Wilddieb, der an dem Schwefelgeruche, welchen der Teufel um sich verbreitete, denselben sofort erkannte.

„Was trägst Du denn in Deiner Hand?"

„Es ist meine Tabackspfeife, Mylord."

„Eine sonderbare Pfeife! Du bist, wie man sagt, ein sehr geschickter Mann, Waldhans, aber ich glaubte, Du beschäftigtest Dich weit mehr damit, dem Wilde Fallen zu stellen, als Pfeifen zu fertigen. Laß doch sehen, ich will Deine Pfeife einmal versuchen, sie scheint mir sehr originell zu sein."

Waldhans war im ersten Augenblick über diesen Antrag etwas verlegen; dann aber flog der kühnste Plan, den je ein Mensch gefaßt haben mag, plötzlich durch sein Gehirn; er will die Welt, die jetzigen und künftigen Geschlechter von ihrem furchtbarsten Feinde befreien. Es handelte sich dabei für ihn um nichts Geringeres, als die Versöhnung der Erde mit dem Himmel zu versuchen.

„Ist Deine Pfeife gestopft?" sagt der Satan.

„Ja, Mylord."

„Und wie bedient man sich derselben?"

Waldhans legt ihm hierauf das Flintenrohr zwischen die Lippen, jedoch nicht ohne ein wenig mehr vor Freude als vor Furcht zu zittern.

„Du hast Dein Feuerzeug bei dir? Zünde jetzt die Pfeife an."

Nach einem an den heiligen Hubertus, den Schutzheiligen der Jäger, gerichteten stillen Gebete drückte der Wilddieb das Flintenschloß los und alle Echos der umliegenden Wälder erzitterten unter dem heftigen Knalle.

Waldhans war auf seine Kniee gesunken und preßte das Bild des heiligen Hubertus gegen seine Stirn. Als er sich erhob, stand der Teufel mit den Augen zwinkernd und den Kopf schüttelnd, noch vor ihm, gerade wie Jemand, der eben zu niesen im Begriff steht.

Er nieste in der That und warf in einer Wolke von Schießpulver und Rehposten aus, was ihm eine große Erleichterung zu verschaffen schien.

„Tausende brennende Fackeln! Was für schlechten Taback führst Du, mein Junge! Er ist mir in die Kehle gerathen. Wenn Du mich in der Hölle besuchen wirst, was wohl nicht sehr lange dauern mag, so werde ich Dir weit bessern rauchen lassen."

„Ich werde mich bestreben, mich von dieser Reise zu befreien, Mylord."

„Bah! Welcher Wilddieb sieht sich nicht heute oder morgen gezwungen, einen Forsthüter zu tödten und dann natürlich gehängt zu werden? Auf Wiedersehen also, Waldhans!"

Mit diesen Worten verschwand der Satan.

Cromwell hatte einen Diener, der White hieß und ein Schuster von Profession war. Dieser White warb um das Herz der schönen Miß Franziska, der jüngsten Tochter Cromwell's, welche mit einem Großen hatte vermählt werden sollen. Franziska vernahm die geheimen Seufzer des Verliebten, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen; aber dieses halbe Einverständniß der Liebenden blieb den Augen eines Cromwell nicht lange verborgen. Er hatte zwar die Liebelei nur geahnet, suchte sich aber bald durch Augenschein völlig davon zu überzeugen. Zu diesem Ende eilte er, da er White einmal bei Franziska wußte, unerwartet auf das Zimmer seiner Tochter und erblickte den verliebten Diener und Schuster, wie er knieend vor Franziska's Füßen lag und ihre Hand an seine Lippen drückte. Anstatt bei dieser gefährlichen Ueberraschung in Verlegenheit zu kommen, wandte sich White mit der größten Gegenwart des Geistes zu Cromwell und sagte flehentlichst: „O, Schutzgeist Großbritaniens, stehen Sie mir jetzt bei! Helfen Sie mir, Ihre Tochter zu bewegen, daß sie mir ihre Kammerjungfer abtrete, in die ich sterblich verliebt bin!" Für eine so schöne Art, sich aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, verzieh ihm Cromwell, ließ aber auf der Stelle Franziska's Kammerjungfer, die sehr häßlich war, nebst einem Geistlichen holen und die erbetene Verbindung vollziehen.

☞ Unser Träger im nordwestlichen Stadttheil, Herr James Häuser, ist vorgestern Abend plötzlich erkrankt und hat Herr Scheele die Route aushülfsweise zu tragen übernommen. Daß in Folge dessen Unregelmäßigkeiten vorkamen, war nicht zu vermeiden, weshalb unsere Leser uns gütigst entschuldigen wollen. — Hr. Häuser ist hoffentlich bald wieder hergestellt.

☞ Ueberschwemmung. Am Sonntag fiel ein schwerer Landregen in der Green River Gegend, Ind., der bedeutenden Schaden anrichtete. So stieg z. B. der Green River während einer Stunde in der Gegend von Greensburg 25 Fuß, trat aus seinen Ufern und überschwemmte alles flache Land, wodurch die Spätfrüchte zerstört und die Gebäulichkeiten weggeschwemmt wurden; dasselbe geschah in der Gegend, wo sich der "Little Barren Fluß in den Green River ergießt.

☞ Bedauerlicher Unglücksfall. Ein kleines, deutsches Mädchen, Namens Auguste Berg, Tochter des Zeitungsträgers des hiesigen Courier, Adam Berg, der nahe der Ecke der Clay u. Madisonstraße wohnt, begab sich gestern Morgen nach Young's Sägemühle, um Holzabfälle zu sammeln. Während das Kind damit beschäftigt war, warf ein Neger Bretter aus dem oberen Stockwerke und traf das Mädchen so gefährlich am Kopf, daß man an seinem Aufkommen ernstlich zweifelte. Gestern Abends spät indessen gaben die Aerzte ihre Ansicht dahin ab, daß das Kind möglicherweise gerettet werden könne. Der Neger, welcher den unglücklichen Wurf that, wußte nicht, daß das Mädchen auf dem Hofe war.

☞ Das Geheimniß des Erfolges. Bennett vom New Yorker „Herald" gab neulich seine Ansicht über Journalistik in folgender Weise zum Besten. Ein Herr wünschte von ihm das Geheimniß seines Erfolgs zu erfahren. Bennett antwortete: „Ich gebe den Herald heraus, um Geld zu verdienen. Ich stehe gewöhnlich auf der stärksten Seite, und wenn dies auch nicht immer zu Anfang gleich der Fall ist, so drehe ich mich doch herum, denn ich halte dafür, daß eine Zeitung der Ausdruck der Ansichten und Meinungen des Publikums und nicht seiner Redakteure sein soll." „Fällt es Ihnen aber nicht schwer, Ihre Ansichten zu ändern?" fragte der Herr. „O, nicht im Geringsten," replicirte Bennett, „denn ich habe keine eigenen Ansichten. Eine Ansicht ist ungefähr so gut wie jede andere, und es ist besser Nichts als alles zu glauben. Da ist Horace Greely; — er ist ein großer Narr. Er glaubt Alles, was er schreibt. Ich glaube gar Nichts. Das Resultat ist: Der Herald hat ungeheure Reichthümer eingetragen, während die Tribune nicht einmal anständige Zinsen vom Anlagekapital eingebracht hat."

☞ Mädchenturnen. Bis jetzt herrschte ziemlich allgemein die Ansicht, auch unter Leuten, die in der hier erwähnten Frage ein competentes Urtheil haben, daß Turnübungen auch für Mädchen sehr empfehlenswerth seien. Dieser Ansicht widerspricht nun ein bekannter deutscher Arzt, der Midizinalrath Dr. Wald, indem er sich darüber vernehmen läßt, wie folgt:

„Das Turnen auch für Mädchen einzuführen, hat seine sehr bedenklichen Seiten. Denn wenn nicht das sogenannte „Mädchenturnen" auf eine bloße Spielerei, die allerdings ebensowenig schadet als nützt, hinausläuft, sondern wirklich turnerische Uebung der Muskeln beabsichtigt, wenn z. B. Reck- und Barrenübungen gemacht, oder gar geklettert werden sollte, so ist es schädlich. Es verwildert die Mädchen, macht sie unweiblich und verdirbt durch die einseitige Ausbildung gewisser Muskelgruppen die Hormonie der weiblichen Gestalt. So bewirkt es leicht hohe, runde Schultern, nämlich Entwickelung der Oberarme, kurzen Hals und, in Folge oft wiederholter Anstrengungen, Verzerrungen der Gesichtszüge. Ganz besonders aber ist gegen die Rückenübungen zu sprechen, bei denen die Kinder sich meist an einem in der Thüröffnung befestigten dicken Stabe festhalten und hin und herschwingen. Die Gelenke werden dadurch zur Ungebühr ausgedehnt, was für viele derselben zu großen Uebelständen Anlaß geben kann. Laßt sie doch Ball oder Reisen spielen, die lieben Mädchen — — es ist ja an Gesellschaftsspielen kein Mangel. Die Töchter Athens turnten nicht und hatten edle Korperformen, Kraft und Anmuth in ihren Bewegungen. Schon der berühmteste Arzt des Alterthums, Galen, spricht sich mit herbem Tadel über den Unfug aus, der bereits damals auf den Gymnasien und Turnplätzen mit den Kraftübungen und den athletischen Kunststücken getrieben wurde."

☞ Im Woodlant Garten findet heute wie gewöhnlich am Sonntag, ein großes Concert des Louisville Theater Orchester unter Leitung des Herrn Anton Zöller, statt. Für die besten Erfrischungen ist gesorgt, nnd kann daher Herr Bernhard Strube einem zahlreichen Besuch entgegensehen.

☞ Morgen Abend servirt Hr. Henry Kaiser, an Greenstraße zwischen Clay und Shelby, einen delikaten Lunch.

Eine dunkle Majestät in Paris.

Die Königin Fatume Djombe, welche zu den neuesten „Sensationen" der Pariser gehört, wird folgendermaßen beschrieben:

„Es ist eine hübsche, kleine, sehr zarte Frau mit goldbraunem Teint und etwas hervorstehenden dunklen, feurigen und doch sanften Augen, kleinen Mund und blendend weißen Zähnen. Sie trägt ein Diadem mit Schleier, eine Weste von rothem Cashimir, weite Pantalons und Stiefelchen und einen weiten weißen Ueberwurf. Sie spricht sehr gut französisch und scheint gut unterrichtet. Ihr Schwiegersohn, der sie begleitet, hat ein mehr negerartiges Aussehen, trägt ein langes, orientalisches Gewand und einen Turban, spricht kein Wort Französisch und hält sein Schwert immer vor sich, als ob er eine Kerze trage.

Die Dienerin zeichnet sich weniger durch Schönheit, als durch ihre enorm großen Ohrglocken aus; ihr Gewand und ihre Pantalons sind von schreiend bunten Farben. Der Koch ist ein Neger, ist ganz roth gekleidet und hält ebenfalls sein Schwert vor sich hin; mit diesem köpft er auch das Huhn zum Diner der Königin, sichtlich verursacht ihm das europäische Schuhwerk große Qualen.

Ein Offizier von der französischen Marine Infanterie, Commandant Passot, und ein Franzose, welcher als Dolmetscher dient, haben die Königin von ihrer Insel hierher begleitet. In ihren Staaten hüllt sich dieselbe nur in ein großes Tuch von weißer Leinwand und ihre Unterthanen bekommen von ihr nur die Augen zu sehen.

Man weiß jetzt auch, was die Dame hier will; sie ist nämlich entthront und ihr Gemahl, den die Pariser natürlich verabscheuen, hat sich sehr ungalant des ganzen Regiments bemächtigt, in welchem er durch die Priesterkaste unterstützt wird. Sie kommt nun nach Paris, um die mächtige Hilfe Frankreichs gegen ihren Gatten zu gewinnen. Hat sie diese erreicht, woran Niemahd zweifelt, dann wird sie wieder heimkehren in ihre Staaten, in ihren königlichen Palast, zu dem man auf Leitern hinaufsteigt; denn es ist eine moderne Pfahlbaute; sie wird wieder mit nackten Füßen gehen und ihre Unterthanen, die aber nicht nur an den Füßen nackend gehen, glücklich machen.

Es sieht fast aus, als ob das Ganze eine kleine Intrigue der Franzosen auf Mayote (der Nachbarinsel Mohely) sei."

Ein Vogelmensch.

Florenz, 26. Aug. „Auch Italien", schreibt man der A. Z., „hat nun seinen Schneider von Ulm, der bekanntlich fliegen wollte, aber dabei kläglich in die Donau fiel. Der italienische Vogelmensch hat sich der Welt in der Person eines Genie-Offiziers in Alessandria enthüllt. Nach langen Studien ließ sich derselbe einen Mechanismus anfertigen, welcher aus zwei langen Flügeln besteht, die an den Schultern angebracht sind und durch ein Gestänge, welches von den Fußversen ausgeht, in schnelle Bewegung gesetzt werden. Das mit diesem Mechanismus versehene Individuum beginnt einfach auf dem Boden fortzulaufen; die dadurch in Bewegung gesetzten Flügel beschleunigen anfänglich seinen Lauf, erheben ihn hierauf einige Zoll über den Boden, bis er bei beschleunigter Fußbewegung sich wirklich in die Luft schwingt und — fliegt. Obgleich versichert wird, daß sowohl von dem Erfinder, als von einigen seiner vertrauten Freunde ausgeführte Privatflugproben von gutem Erfolge begleitet waren, so sollte doch ein größeres Probefliegen, zu welchem er seine Collegen, die Offiziere der Garnison Alessandria, eingeladen hatte, ein weniger günstiges Ergebniß liefern. Es handelte sich darum, die in dieser Jahreszeit höchst seichte und fast wasserlose, aber ziemlich breite Bormida zu überfliegen. Unter dem Hurrah der Offiziere schwang sich der muthige Flieger von dem Walle der Festung in das Reich der Lüfte, und es wollte anfanglich scheinen, als ob er darin zu Hause wäre. Aber plötzlich — sei es, daß der Bewegende außer Schritt gerieth, oder an dem Mechanismus etwas stockte — hatte die Illusion ein Ende, und der neue Dädalus lag mit einem gebrochenen Bein und gleichfalls gebrochenem Arm auf einer Kiesinsel des Flusses. Bereits wieder auf dem Wege der Besserung, spricht der Erfinder von nichts als von neuen Versuchen bei etwas abgeändertem Mechanismus und ist seines bestimmten Erfolges sicherer als vorher."

☞ Herr Martin Wetzel, früher in dieser Office beschäftigt, schreibt uns vom 15. September aus Cheyenne, Dacotah Terr., daß dort bereits eine fabelhafte Masse Schnee gefallen sei. Da haben wir's doch hier in Louisville besser!

☞ Zum Benefiz des Herrn Max Wenzl, das im Laufe dieser Woche stattfindet, wird im Turnhalle-Theater das Lustspiel „Dr. Wespe" vorbereitet.

☞ Col. L. R. Grigsby von Kentucky ist zum Deputy-Collekteur des New Yorker Hafens ernannt worden. Seine Funktionen beschränken sich auf den Verkehr zwischen den Küsten des atlantischen und stillen Oceans.

Polizeigerichts-Verhandlungen.

(Vor Richter Craig).

Samstag, den 19. Sept. 1868.

Strafen für Betrunkenheit und unordentliches Betragen:

Pat O'Brian $3. — Pat. Barkin $3. Minnie Camelly $3 und $100 Bürgschaft auf 60 Tage. Charles Goß $3 und $100 Bürgschaft auf 30 Tage. Mary Blackley $3 und $100 Bürgschaft auf 60 Tage. E. C. Miles $3 und $100 Bürgschaft auf 30 Tage.

Wm. Lake, der verfehlte sich mit einer Stadt-Lizense für die Ausstellung seines Circus zu versehen, bezahlte für dieses Versehen $50.

Ado Smith, beschuldigt $10 und einen silbernen Fingerhut gestohlen zu haben, aufgeschoben.

☞ Die neueste „alte" Geschichte. Ein an der Eisenbahn Angestellter verduftet mit der schönen Tochter eines Jeffersonville Nabobs. Unsere sonst so ruhige Nachbarstadt Jeffersonville war vor einigen Tagen mit einer Entführung „heimgesucht", die dort zu mancher Unterhaltung Stoff bietet. Ein junger Mann, ein Attache der Louisville-, Lexington und Cincinnati Eisenbahn, verliebte sich vor ungefähr zwei Jahren in die hübsche Tochter eines der reichsten Bewohner von Jeffersonville. Die „Courtship" gingden geregelten Weg, nach einem Jahre jedoch schien dieselbe etwas zu ernste Dimensionen anzunehmen und da der Herr Papa durchaus nicht geneigt war, seine Tochter auf diese Weise zu verlieren, so verbot er dem jungen Manne jeden ferneren Zutritt in sein Haus. Ein derortiges Verfahren, anstatt zu dem vom Vater gewünschten Ziele zu führen, trug nun nur noch mehr dazu bei, die Liebenden fester aneinander zu ketten, und wie bei solchen Gelegenheiten üblich, Schwüre ewiger, unauslöschlicher Liebe und Treue knüpften den Bund der Seelen um so inniger. Häufige Zusammenkünfte, nicht im väterlichen Hause, aber bei vertrautin Freunden, wo Liebesbezeugungen und Pläne für die Zukunft abwechselnd das Thema bildeten, schürten die Flammen stärker und stärker.

Versuche, den Vater zur Einwilligung der Ehe zu bewegen, blieben fruchtlos und mit diesen verstrich ein anderes Jahr. Eine längere Verzögerung war den schmachtenden Herzen unmöglich; eine Entführung wurde deshalb beschlossen und die Vorbereitungen dazu getroffen. Die Kleider der jungen Dame wurden nach und nach in das Haus der Eltern des jungen Adonis gebracht und nun blieb nichts weiter übrig, als die Juno selbst aus dem elterlichen Domizil hinwegzuzaubern, ohne den Verdacht der „dear old folks" zu erregen. Aber Liebe ist erfinderisch und bald war auch dafür ein Plan entdeckt.

Letzten Mittwoch Abend gab die junge Dame zu verstehen, daß sie einen Besuch bei einer hier wohnenden Schwester abstatten und die Nacht dort zubringen wolle. Gegen einen solchen unschuldigen Vorschlag konnte natürlich keine Einwendung gemacht werden, noch irgend ein Verdacht daraus entstehen. Die junge Dame bei ihrer Ankunft hier traf „zufällig" mit ihrem Geliebten an der Ecke von Broadway und dritter Straße zusammen, anstatt sich jedoch nach dem schwesterlichen Hause zu begeben, brachte eine Chaise beide nach dem Nashville Bahnhof. Der Sechs-Uhr-Zug war eben im Begriff, abzugehen, der letzte Schrill der Locomotive ertönte; „all aboard!" war das Commandowort und „all aboard" sprang das Pärchen. In der Mitternachtsstunde gelangten die Entflohenen glücklich in Bowling Green an und nächsten Morgen wurden sie „ein Fleisch" gemacht.

Vorgestern kamen dieselben hierher zurück, schifften sich an Bord des Cincinnati Dampfers für Warsaw ein, kamen ohne besondere Un- oder Zufälle wohlbehalten dort an und sandten dem Vater, welcher von der Geschichte nicht die leiseste Ahnung hatte, einen telegraphischen Bericht der neuen Verbindung. Welchen Eindruck diese Nachricht auf den Alten gemacht, können wir nur denken, da wir nichts Bestimmtes darüber vernommen haben.

☞ Herr J. G. Hewitt, Solicitor, No. 91 dritte Straße, berichtet die folgenden in der letzten Woche gewährten Patente:

Kentucky. D. Dunn, Louisport, Ballen-Presse; Charles R. Long, Louisville, Maschinenbohrer; Charles Clark, Dayton, Seilmaschine.

Tennessee. Felix Walker, Memphis, Fenster-Befestigungen.

Georgia. Thomas A. Bomar, Atlanta, Eisenbahnwagen-Verbindung.

Alabama. W. M. Irvin und A. H. Moses, Hut-Ventile.

Louisiana. G. D. Britton, New Orleans, Reise-Koffer; W. A. Jordan, New Orleans, Pferdegeschirr.

☞ Im Löwengarten sind alle Vorbereitungen für einen wirklichen Sturm auf Küche und Keller gemacht. Die Louisville Star Band wird ihre herrlichen Weisen erklingen lassen.

☞ Wer ein gelungenes Bild von sich oder den Seinen wünscht, gehe zu Hrn. Klauber, dessen Bilder anerkannt die besten sind, welche jemals auf Glas gezaubert wurden. Hrn. Klaubers Name steht in seinem Fach so hoch als der Name Belmonts in der Finanz-Welt.

☞ W. Springer u. Bro. Eines der ältesten Geschäfte in hiesiger Stadt ist das der Druggisten und Chemiker, der Herren W. Springer u. Bro., auf der Nordseite der Marktstraße, zwischen dritter und vierter. Da der beispiellose Erfolg der genannten Firma die Benutzung eines großen, zweckentsprechenden Gebäudes dringend nothwendig machte, so ließ Herr Springer unmittelbar neben seinem alten Geschäftshause ein prächtiges, dreistöckiges Gebäude unter Leitung der bewährten Architekten Struck u. Walter errichten und hat sein Geschäft bereits in das neue Haus verlegt. Das Gebäude der Herrn Springer steht den jüngst in jener Gegend errichteten palastähnlichen Geschäftshäusern ebenbürtig zur Seite und verbindet mit architektonischen Schönheiten zweckentsprechende Accommodationen für das im größeren Style geleitete Geschäft. Die Steinarbeiten wurden von den Herren McDonald u. Schuler geliefert; Herr Valentin Batz besorgte die „Paint"-Arbeiten. Herr Ernst Beilstein bewährte seinen alten Ruf als Verfertiger der geschmackvollen Schilder und Herr J. H. Schröter krönte das Werk Aller durch den riesigen, auf dem Dache des Gebäudes stehenden, galvanisirten, eisernen Mörser.

Der Laden der Herren Springer und Bro. liegt zu ebener Erde und ist äußerst geschmackvoll eingerichtet. Alle Arten Medicamente sind in eleganten Behältern aufgestellt und im Hintergrund des Ladens, abgesondert von dem Hauptgebäude, befindet sich das chemische Laboratorium, das gegen Feuersgefahr hinlänglich gesichert ist und sogar im Falle einer Explosion keine Gefahr bietet, da die explodirte Flüssigkeit sich sofort in eine unter dem Laboratorium liegende tiefe Grube ergießen muß.

Die zwei obern Stockwerke im Hauptgebäude bergen die in großen Packeten und Kisten aufgespeicherten Waarenvorräthe. Im ganzen Gebäude ist die größte Eleganz und Ordnung vorherrschend und selten vorher sahen wir ein Geschäftshaus, in dem selbst in den kleinsten Details eine so musterhafte Accuratesse, gepaart mit geschmackvollen Arrangements bemerkbar war.

Ueber die Güte der verschiedenartigen Waaren der Herren Springer u. Bro. etwas zu sagen, halten wir für überflüssig, da die Firma eine so alte ist und sich eines so ehrenvollen Rufes erfreut, daß jede Bemerkung in dieser Hinsicht nur verschwendeter Raum wäre.

☞ Wir empfehlen unseren Lesern, die sich manchmal etwas zu Gute thun wollen, die unter dem Namen „under the Bank" wohlbekannte, brillante Restauration und Wirthschaft der Herren Metz und Hild, Ecke der Preston- und Marktstraße, in dem Gebäude der deutschen Sicherheits-Bank. Die Arrangements dieses Geschäftes sind derartig, daß sich Hungrige und Durstige nicht nur beim Tag, sondern auch des Nachts erlaben können.

☞ Berichte von verschiedenen Theilen unseres Staates stimmen überein, daß der lang anhaltende Regen, einen ungeheuer nachtheiligen Einfluß auf alle noch stehenden Ernten ausgeübt hat, namentlich in der Nähe von Flüssen und Bächen, die ausgetreten sind und die angrenzenden Felder gänzlich überschwemmt haben.

☞ In Lebanon, Ky., wurde vorgestern ein farbiges Kind, 4 Jahre alt, in einer Cisterne hinter der katholischen Kirche ertränkt.

☞ Die nächste Sitzung des Ver. Staaten Gerichtes wird am 5. October beginnen.

☞ Bedeutende Sendungen Maulesel gehen jetzt südwärts, man sagt, dieselben werden zu guten Preisen dort abgesetzt.

☞ Im Löwengarten sind alle Vorbereitungen getroffen, den heutigen Nachmittag für alle Besuchenden angenehm zu machen. Wie gewöhnlich gutes Essen und Trinken und erheiternde Musik.

☞ Phönix Hill heißt nicht umsonst die schöne Aussicht, denn dieser Punkt ist einer der reizendsten in der Umgebung der Stadt. Aber auch eine schöne Einsicht kann man daselbst haben, wenn man der ausgezeichneten Feuchtigkeit, welche dort verabreicht wird, seine Aufmerksamkeit schenkt.

☞ Folgende Heiraths-Lizensen wurden im Laufe der letzten mit dem 11. September endenden Woche ausgegeben:

James Sullivon mit Hannah Hurley.
Joseph Kart mit Sarah A. Shoemate.
George J. Marret mit Catharine Stephan.
Michael Brady mit Clara Dutton.
H. M. Carr mit Emma Birdsong.
Philipp Ronnemacher mit Thomas Wehrle.
Wm. B. Wolfe mit Mary C. Ranson.
Thos. McCue mit Kate McGlocklin.
Wm. Jehan mit Kate Buschmeyer.
George P. Weston mit Annie M. Gunn.
William Jones mit Eliza M. Kinney.
August Baker mit Mary Connelly.
John A. Mendel mit Agnes Goodsell.
Victor R. Emory mit Addie Connor.
Thomas Duffiey mit Mary M. Cormack.
Andrew Bosler mit Catharine Schell.
Frederick Pleiderer mit Louisa Herding.
William Senherr mit Augusta Gramer.
Wm. H. Cinnamond mit Eliza Shake.
Philipp Keller mit Amalie Kochler.
J. B. Montgommery mit Sallie B. Thurman.
Conrad Reuther mit Caroline Sazauer.
Henry Franck mit Wilhelmine Staiger.
Charles Buddhu mit Maggie Klink.

☞ Ein schreckliches Unglück. Der Cincinnati Volksfreund schreibt: Ein schrecklicher Unglücksfall ereignete sich gestern Morgen in dem neu angebauten Flügel der Gaswerke an Columbia, unterhalb Smithstraße. Die Contraktoren unter der Leitung von J. W. Starr jun., sind energisch mit der Vollendung des Gebäudes beschäftigt, um den Gasometer während des kommenden Winters benutzen zu können, und zu diesem Zwecke arbeitet eine große Anzahl Leute an dem Gebäude. Der Kessel von 60 Fuß im Durchmesser und 30 Fuß Tiefe ist seiner Vollendung nahe und die Eisenbalken an der Decke werden gelegt.

Dieselben sind so schwer, daß es die vereinigte Kraft von 14 Mann erfordert, um sie zu legen und zu befestigen; als die Mannschaft mit dem Heben eines dieser Balken gestern Morgen gegen 8 Uhr beschäftigt war, gab das Gerüste, auf dem dieselbe stand, nach und die gesammte Arbeitermannschaft stürzte zusammen mit einem Theile des Eisendaches, etwa 20 Fuß tief auf den Boden des Kessels herab. Mehrere von ihnen wurden so schwer verwundet, daß nur wenig Hoffnung für ihr Aufkommen vorhanden ist, während die anderen mit leichten Verletzungen davon kamen, und es ist wahrlich ein Wunder und erfreulich, daß man kein größeres Unglück durch den Sturz des schweren Dachtheiles zu beklagen hat.

Die Verletzten sind:

Mike Kelly brach beide Arme und wurde am Gesicht und Rücken sehr schwer verletzt.

Edward Meehan brach den linken Arm und wurde anderweitig schwer verletzt.

Marmaduke Practor von Newport erhielt an der Brust und anderen Körpertheilen schwere Verletzungen.

Mike Martin und — Collins schwer an den Armen, Beinen und am Rücken verletzt.

John Brennan, Martin Martin und John Benson erhielten ebenfalls schwere Verletzungen und wurden nach ihren Heimathen getragen. Dr. Maley wurde sofort geholt und von seiner Seite, wie von Seiten der Contractoren wurde Alles angewandt, um den Leidenden jeden nur möglichen Comfort zu gewähren.

Weder der Superintendent der Arbeit noch seine Gehülfen sind Schuld an dem Unglücksfalle, welcher dadurch verursacht wurde, daß zu viel Leute zusammen auf einer Ecke des Gerüstbrettes standen und hierdurch den Bruch einer Stütze herbeiführten.

☞ Der Elisabethtown Telegraph sagt, daß diese Woche wilde Tauben in großer Anzahl dort gesehen worden sind. Man schließt daraus kaltes Wetter und einen baldigen Herbst.

☞ Seit letzten Samstag wurden in Jefferson County folgende Grundeigenthums-Uebertragungen registrirt:

Wm. Waterbury an John Bayer, Prestonstraße, zwischen Kentucky u. Breckinridge, 32 bei 160	$1280
A. J. Henneberger an Matilda Sessions, 12. Straße, zwischen Markt und Jefferson, 36 bei 42	1400
D. Marshall an Thomas M. Lowry, 40 bei 200, Jefferson Straße nahe Mercer	720
D. Marshall an Jacob Fisher, jr., an der Ecke von Walnut und 21. Straße, 120 bei 206	3000
D. Marshall an Jacob Fisher, jr., Jeffersonstr. nahe Mercer, 50 bei 200	900
Jas. S. Barrett an die Stadt Louisville Water Straße, zwischen 4. und 5., 42 bei 90	4200
Jas. A. Bacon an J. W. Dows, Jefferson Straße, zw. 3. und 4., 52 bei 210.	3500
Chas. D. Jacob an Rob. Dunlap, an der Ecke von Main und 24. Straße, 210 bei 195	5250
J. R. Klein an L. Rothaas, 12., südlich von Maplestr., 25 bei 152	1475
S. J. Hobbs an Eliza Lockett, Walnut Straße, zwischen 17. und 18., 24 bei 209	1530
Elizabeth Shibly an Mrs. Geilhaus, 18 bei 100, Marshall, zw. Jackson und Hancock	1200
A. A. Wheeler an Mary L. Tyler, Verwalterin für Fannie S. Bailey, College Straße, zwischen Brook und Floyd, 50 bei 200	5000
Ed. H. Hughes u. Co. an Emma Francis, 211 Acker Land in Jeff. Co.	18000
Chas. Tilden an die Stadt Louisville, Water Straße, zwischen 5 und 6., 60 bei 100	6000
S. P. Weissiger an Jas. M. Bryant und Thos. Harns, 70 Acker an der verlängerten 1. Straße	30000
Jacob Yenanino an Peter Schneider, Lytle und Bankstr., 32 bei 130	160
Jas. Sands an Jno. Hopewell, an der Ecke von Grayson and 16. Straße, 15 bei 110	2500
John Henderson an Peter McKenna, 25 bei 150, Kentucky Straße, zwischen 15. und 16.	600
Richard Cox an Clared Duvall, Washingtonstr., zwischen Clay und Shelby, 50 bei 150	12000
John B. Winstandley u. Co. S. S. Hamilton, Broadway, zwischen 3. und 4. 105 bei 212	8800
Jno. H. Bates an D. Powell, Ecke der Elm und Campbell Straße, 25 bei 117	600
Claud Duvall an Richard Cox, 31 Acker in Jefferson Co.	12000
R. R. Jones an Caroline D. Fulton, ½ Acker in Jefferson Co.	12 000

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 20. September 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Fortsetzung.)

Mein theurer, geliebter Wolf, sagte Frau von Stein auf der Heimfahrt zu Goethe, ich hoffte, Du würdest gegen Schiller ein wenig freundlicher und entgegenkommender sein. Du hast ihn kaum beachtet.

Ich halte ihn zu bedeutend, um Ihm gegenüber scheinen zu können, was ich nicht bin, erwiderte Goethe lebhaft, und ich bin ihm nicht zugethan in meinem Herzen. Sein Wesen, sein ganzes Sein widerstrebt mir, ich habe eine Antipathie gegen ihn, die ich nicht bemeistern kann und auch nicht bemeistern will.

Aber Goethe ist nicht der Mann, welcher sich von Antipathien leiten läßt, weil er keine Gründe für dieselben hat.

Nun denn, rief Goethe mit einem Ungestüm, wie er sich solchen seit der Rückkehr aus Italien selten erlaubte, nun denn, ich habe auch meine Gründe. Schiller vernichtet, was ich mühsam geschaffen, baut wieder auf, was ich wähnte endlich gestürzt zu haben, diesen abscheulichen Sturm und Drang der Gemüther, diese himmelstürmende Gemüthlichkeit, dieses wilde Glühen und Schweben und Schwanken, das so voll Unklarheit und Nebelhaftigkeit ist, und mit Thränen und Seufzern und Brüllen und Jauchzen keine klaren erhabenen Gedanken, und keine reine selbstbewußte Begeisterung aufkommen läßt. Seine Räuber widern mich an, dieser Franz Moor ist nur die Ausgeburt eines kraftvollen, aber unreifen Talentes.

Und ich muß nun bei meiner Heimkehr sehen, daß die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich nun endlich zu reinigen gestrebt, von Schiller wieder recht in hinreißendem Strom über ganz Deutschland ergossen werden. Das Rumoren, das im Vaterlande dadurch erregt, worden, der Beifall, den Jedermann diesen wilden Ausgeburten einer erhitzten Phantasie zollt, erschreckt mich, und es kommt mir vor, als hätte ich ganz umsonst gestrebt und gearbeitet, und als wäre ich gelähmt und beseitigt, und möchte nur aufhören, dichterisch zu schaffen, u. künstlerisch zu gestalten. Denn wo liegt die Möglichkeit, solche Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Wenn Deutschland für den Räuber Carl Moor sich begeistert, und eine ungeheuerliche Carricatur wie den entmenschten Franz Moor goutiren kann, dann ist es vorbei mit den reinen und Anschauungen der Kunst, welche ich gesucht habe für mich und auch für meine Dichtungen zu gewinnen, und ich möchte für immer verstummen, denn alsdann ist all' mein Bemühen, all' mein Dichten und Trachten verloren und überflüssig.

Aber, mein theurer Freund, Du sprichst nur von Schiller's Erstlingswerke, dem nun doch schon so manche edlere und geläuterte Werke gefolgt sind. Hast Du denn seinen Don Carlos nicht gelesen?

Ich habe ihn gelesen, und es geht mir damit nicht besser wie mit den Räubern. Laßt mich, laßt mich, und wollet nicht versuchen, eine Vereinigung zwischen uns Beiden hervorzurufen. Wir sind einmal zwei Geistesantipoden, und mehr als ein Erddiameter liegt zwischen uns und scheidet uns von einander. So laßt uns also auch beiderseits als Pole gelten, die eben deswegen nimmermehr in Eins zusammenfallen können.

Wie erregt Du bist, mein geliebter Freund, seufzte Charlotte. Es giebt also doch noch Etwas, was Dich aus Deiner olympischen Ruhe und Deinem herzlosen Gleichmuth niederziehen kann in die Leidenschaften der Erde.

Goethe lächelte sie an. Homo sum, nihil humane a me alienum puto, sagte er heiter. Ja, Charlotte, ich habe in Italien die großen Götter des Olympes kennen gelernt, ich weiß, wie fern, ach, wie fern ich von ihnen bin, und ich sage es in aller Demuth der Erkenntniß: „Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd."

Ich wünschte, Du wärst nie in Italien gewesen, seufzte Charlotte traurig.

Und ich, rief er heftig, ich wünschte, ich wäre nie von dort zurückgekommen, hätte nie das formreiche, schöne Italien verlassen, um wieder in das gestaltlose Deutschland zurückzukehren, und den heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen.

Oh Goethe, rief Charlotte mit hervorstürzenden Thränen, wie hartherzig und grausam Du gegen mich bist!

Gegen Dich? fragte er entsetzt. Mein Gott, verstehen wir uns denn wirklich nicht mehr? Nimmt Charlotte nicht mehr Theil an meinen Leiden, wie an meinen Freuden? Begreifst Du nicht dieses tiefe Weh, welches in meinem Herzen zuckt, wenn ich an Italien denke?

Wie sollte ich es nicht begreifen, rief sie. Seit Du mir neulich Dein Liebesabenteuer mit der schönen Leonore erzählt hast, begreife und verstehe ich Alles, denn ich weiß ja nun, daß Dein Herz in Italien zurückgeblieben ist, und daß es die Sehnsucht der Liebe ist, welche Dich aus dem kalten Norden nach Italien zurückzieht.

Er sah sie mit einem langen, schmerzlichen Blick an. Oh, Charlotte, jetzt muß ich Dich wohl hartherzig und grausam schelten, denn Du bist es in Wahrheit. Gerade was Du als den höchsten Beweis meiner Liebe und Freundschaft aufnehmen solltest, dieses einzige, rückhaltlose Vertrauen, welches nichts, auch nicht die kleinste Regung der Seele, nicht das leiseste Zucken des Herzens verhüllt und verschweigt, gerade dieses Vertrauen scheint Dich nun irre an mir gemacht zu haben, statt daß es Dir hätte bestätigen sollen, wie Du mir das höchste, das liebste Wesen bist, eben weil ich Dir Alles sage, Alles bekenne!

Ich, mein Freund, ich habe Dir Gott sei Dank nichts zu sagen, nichts zu bekennen, rief sie gereizt. Ich habe Dich nicht einen Moment vergessen! Meine Seele, wie mein Herz ist Dir treu geblieben, und während Du zu den Füßen einer Andern als schmachtender Liebhaber kniete'st, lag ich zu den Füßen Gottes, und flehte knieend um Glück und Segen für den Treulosen, der mich vielleicht zu derselben Stunde vergaß und verrieth, und jetzt noch die Grausamkeit so weit treibt, daß er vor mir klagt und jammert um sein verlorenes, italienisches Paradies, und—

Charlotte, unterbrach er sie mit schmerzlicher Heftigkeit, Charlotte, ich beschwöre Dich, sprich nicht weiter, denn Du weißt nicht, was Du thust, Du weißt nicht, welch ein unermeßliches Leid Deine Worte mir bereiten. Oh, meine Freundin, meine Geliebte, müssen denn alle Tempel fallen, und alle Ideale zerstört werden? Charlotte, erwache! Sei wieder Du selbst, nicht die eifersüchtige, kleinliche Frau, sondern die edle, hochsinnige Freundin, welche erhaben ist über gewöhnliche Schwächen, und weiß, daß die ewige, göttliche Liebe, welche uns Beide mit einander vereint, in unzerstörbarer Reine auch dann noch fortbesteht, wenn zuweilen noch neben ihr kleine, liebliche Erdenblüthen aufsprossen. Habe doch Nachsicht mit mir und mit uns Beiden, und wolle nicht, daß ich mit meinen vierzig Jahren wie ein ascetischer Greis schon abgestorben sei für alle, kleinen, vorüberrauschenden Wallungen des Herzens.

Ich verstehe mich nicht auf dergleichen Sophismen, sagte sie scharf, und was Du vorüberrauschende Wallungen des Herzens nennst, scheint mir einfach eine Treulosigkeit, ein Sacrilegium an der Liebe, von welcher Du mir sonst geschworen hast, daß sie niemals vergehen und ändern könnte.

Goethe senkte traurig das Haupt. Es scheint wirklich, als ob wir uns nicht mehr verständen, sagte er sanft. Aber ich will gerne zugeben, daß an mir die Schuld liegt, und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung. Ich werde auch künftig vorsichtiger sein, und Dir keine Mittheilungen mehr machen, von denen ich annehmen muß, daß sie Dich verletzen.

Das heißt, Du willst mir nur Dein Vertrauen entziehen, aber Du willst nicht aufhören, dergleichen zu thun, was mich verletzen muß.

Es zuckte in seinen Mienen, ein Blick des Zornes leuchtete in seinen Augen auf, und seine Wangen erbleichten, aber er preßte die Lippen zusammen, um das heftige Wort zurückzudrängen, welches der Unwille ihm erpressen wollte.

Charlotte erschrack, und auch sie erbleichte, denn es war zum ersten Male, daß sich Goethe's Auge mit solchem Blick auf sie geheftet, daß dieser kalte Strahl des Zornes ihr Herz getroffen, zum ersten Male, daß sie auf seinem Antlitz die herzzerreißende Sprache der Mißachtung und der Gleichgültigkeit gelesen. Ein lauter Schmerzensschrei entwand sich ihrer Brust, und die Thränen entstürzten in hellen Bächen ihren Augen.

Goethe suchte nicht sie zu trösten, er saß stumm an ihrer Seite, und während er seine großen finster blickenden Augen auf sie gerichtet hielt, sagte er zu sich selbst: Es ist ein trauriges Schicksal für die Frauen, daß ihr Schmerz sich gleich in Thränen ergießen muß, denn es giebt so wenig Frauen, die schöner werden, wenn sie weinen. Die Thränen gekränkter Liebe kleiden nur jungen Gesichtern, Charlotte aber ist nicht mehr jung genug dazu. Sie sieht alt und häßlich aus, wenn sie weint! Arme Charlotte!

Spät am Abend dieses Tages verließ Goethe, den Hut tief über die Augen gedrückt, die Gestalt ganz eingehüllt in einen Mantel, sein Haus durch eine kleine Seitenpforte, welche aus seinem Garten auf eine enge kleine Gasse führte. Sonst, vor der italienischen Reise, war er oft in der Abenddämmerung und in der Morgenfrühe aus diesem Pförtchen hinausgeschlüpft, um auf dem kürzeren und stilleren Wege zu seiner geliebten Charlotte zu gehen, und öfter auch hatte das Pförtchen sich aufgethan, um Charlotte von Stein, die schöne, die geliebte Freundin in den Garten des Freundes eintreten zu lassen. Aber heute hatte Goethe gewartet, bis die dunkle Nacht den Augen der neugierigen Nachbarn das Beobachten und Nachschauen unmöglich machte, und heute lenkte er seine Schritte nicht nach dem stattlichen Hause am Park hin, in welchem Frau Baronin von Stein wohnte. Eine ganz andere Richtung schlug er ein, durch Gassen und Gäßchen ging er dahin zu einem ärmlichen Hause, das still und schweigend mit dunklen kleinen Fenstern da lag. Nur hinter einem der Fenster brannte noch Licht, und der Schatten einer zierlichen Frauengestalt huschte an dem herabgelassenen Vorhang vorüber. Als aber Goethe mit raschem Finger zweimal an die Fensterscheibe klopfte, verschwand der Schatten, und dann hörte man das leise und vorsichtige Oeffnen der Hausthür. Wer das Haus beobachtet hätte, der würde gesehen haben, daß bald nachher zwei Schatten hinter dem Vorhang sichtbar wurden, zwei Schatten in zärtlicher Umschlingung.

8.

Wilhelmine Rietz.

Sie hatten gesiegt, die frommen Rosenkreuzer und Illuminaten, welche den König Friedrich Wilhelm den Zweiten mit ihren unsichtbaren Netzen umsponnen hielten. Der König war in ihrer Gewalt über das Gemüth des Königs die eigentlich Könige von Preußen waren. General von Bischofswerder stand dem König zur Seite als sein getreuester Vertrauter und Geisterbeschwörer. Wöllner war jetzt von einem Kammerrath zum geadelten preußischen Minister avancirt, und ihm war die Leitung der Gewissen und der Herzen des preußischen Volkes übertragen worden. Zu Ende des Jahres 1788 hatte diese Beförderung Wöllner's zum Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichts stattgefunden, und die erste große That des neu ernannten Ministers war jenes berüchtigte Glaubensedict, welches die Gewissen der Menschen in Banden legen, und ihnen befehlen wollte, was sie glauben und in Sachen Gottes und der Religion als richtig und unumstößlich annehmen sollten. Es war nicht ferner erlaubt, mit dem Lichte der Vernunft und der Fackel der Aufklärung die Satzungen der Kirche zu durchleuchten, und zu erhellen, was in mystischem Dunkel bleiben sollte. Es ward vielmehr streng untersagt, mit den Trugschlüsseln des Verstandes die Gebote der Kirche und die Satzungen der geoffenbarten Religion zu prüfen, und ein Verbrecher war Derjenige, welcher nicht mit unbedingter schweigender Unterwerfung dem orthodoxen Kirchenglauben sich unterordnete. Den Geistlichen und Lehrern, welche dies nicht thun wollten, ward mit Entsetzung vom Amt und noch härterer Strafe gedroht, dem ganzen Volke der Besuch der Kirche, die Ehrfurcht vor den Geistlichen zur strengsten Pflicht gemacht.

Aber der Herr Minister von Wöllner war ein viel zu schlauer und listiger Mann, um nicht zu wissen, daß dieses Glaubensedict bei einem Volke, welches durch den König Friedrich die Freiheit des Gewissens, des Gedankens und des Glaubens als herrlichstes Geschenk erhalten, die höchste Mißstimmung und den lautesten Tadel hervorrufen werde, und daß der Verstand und der Geist, welchem er verboten hatte sich in der Kirche geltend zu machen, sich nun in der Presse und der öffentlichen Meinung durch lauten Tadel und scharfes Urtheil dafür rächen würde. Wöllner mußte also durch ein energisches Mittel dies zu verhindern suchen, und er fand dieses Mittel in der Censur. Diese Guillotine des Geistes ward in Preußen zur selben Zeit aufgerichtet, als in Frankreich der Doctor Guillotin mit dem guten Könige von Frankreich aus menschenfreundlicher Absicht über die Herstellung eines Fallbeiles sann, welches die Köpfe der Verbrecher so rasch vom Rumpf trennen sollte, daß kein Schmerzgefühl davon zurückbleiben würde. Der gute König Ludwig der Sechszehnte und sein menschenfreundlicher Arzt erfanden damals dies wohlthätige Fall, und nach seinem Erfinder bekam es den Namen Guillotine, und ward die Blutrichterin über Frankreich. Der gute König Friedrich Wilhelm ließ zur selben Zeit von seinem menschenfeindlichen Geistesarzte von Wöllner jenes Fallbeil des Geistes aufstellen, welches die edelsten Gedanken tödten und den Geist verstümmeln und entweihen sollte. Diese Guillotine des Geistes, genannt Censur, war die zweite große Errungenschaft, welche das Ministerium Wöllner dem preußischen Volke verlieh. Das Werk der Freiheit und der Aufklärung Friedrich's des Großen hatte Wöllner damit vernichtet, aber die Werke Friedrich's des Großen, die brachte derselbe Wöllner, der fromme, heilige, orthodoxe Mann, in die Oeffentlichkeit, und für den Druck dieser Werke des freisinnigen, aufgeklärten königlichen Religionsspötters allein gab es keine Censur und keinen Geisteszwang. Die Herausgabe dieser Werke Friedrich's des Großen brachte dem frommen Herausgeber derselben, dem Minister von Wöllner, eine gute Rente ein, und neben dem Gott, den der fromme Minister in der Kirche anbetete, beugte er doch in noch höherer Anbetung von dem Götzen Geld seine Kniee und suchte ihm immer neue Gaben abzugewinnen.

Der große König lebte nur noch in seinen Schriften, aber nicht mehr in seinem Staate, und sein Geist ward ausgetrieben aus der Regierung; die Männer, welche ihm gedient, Graf Herzberg an der Spitze, wurden beseitigt und unwirksam gemacht, die freisinnigen Gesetze, welche er gegeben, wurden aufgehoben, das Licht der Aufklärung, welches Er für seine Völker hatte aufleuchten lassen, ward ausgelöscht, und Dunkelheit und Nacht senkte sich nun auf Preußen nieder. Dunkelheit und Nacht über die Geister und Herzen eines ganzen Volkes!—Der Schwur war erfüllt, welchen die Cirkeldirectoren dem Großkophta und Großmagus der Rosenkreuzer in jener Nacht geleistet, da Friedrich der Große im Sterben lag. Bischofswerder und Wöllner hatten das Werk zu Stande gebracht: das Reich der Kirche und der Geister war ausgebreitet in Preußen, und den frommen Vätern war die Macht und die Gewalt der Regierung verliehen. Die unsichtbare Kirche und ihre sichtbaren Priester allein herrschten jetzt in Preußen, der König war zurückgeführt zum Glauben, und im Staube lag er anbetend vor den Unsichtbaren, die ihn beherrschten und seinen Geist und sein Gewissen lenkten nach ihrem Gefallen.

Freilich gab es noch tapfere Streiter und kühne Männer, welche dem Zwange der Geister sich nicht unterwerfen wollten und der Guillotine Censur Trotz zu bieten suchten, Männer, welche den Kampf aufnahmen gegen die Mörder des Gedankens und der Freiheit. Da war Nicolai und Büsching, da war Leuchsenring, der Prinzen-Erzieher, und sie wurden nicht müde zu warnen, sie suchten die Geister wieder aufzurütteln, welche die frommen Scharfrichter tödten wollten. Die „Berlinische Monatsschrift" Nicolai's war der Kampfplatz dieser Soldaten der Aufklärung und Warnung, und in dieser Zeitschrift wurde der Censur und dem Glaubensedict zum Trotz noch gestritten gegen die Verdunkelung, da griff der praktisch verständige Nicolai noch mit bitteren Sarkasmen die neuen frommen Institutionen an, da ließ hoch Leuchsenring die warnende Stimme vernehmen gegen die katholisirenden Rosenkreuzer und die protestantischen Jesuiten. Aber die Guillotine des Geistes schnitt ihnen endlich den Lebensfaden ab, und die Berliner Monatsschrift, das letzte Bollwerk der Geistesfreiheit, sank hinab in den Papierkorb der Censoren, wie die Köpfe der Aristokraten in Frankreich, von der andern Guillotine zerschnitten, hinabsanken in den Korb des Scharfrichters.

Der König Friedrich Wilhelm der Zweite aber war gehorsam dem Willen der Unsichtbaren und ergeben den Befehlen der heiligen Väter, welche sie ihm kündeten von den Lippen ihrer Vertreter Bischofswerder und Wöllner. Mögen diese regieren, mögen diese die Zucht der Geister übernehmen, der König hat andere Dinge zu thun; den Rosenkreuzern sollen die Geister gehören, dem König die Herzen sich unterordnen.—

In dem prachtvollen Palais ihres Hotels unter den Linden in Berlin saß die Freundin des Königs in glänzender Toilette, das Haar mit Blumen geschmückt, den schönen entblößten Hals, die wundervollen nackten Arme mit goldenen Spangen und Juwelen verziert. Sie hatte sich nachlässig in den Fauteuil zurückgelehnt und schaute mit einem flammenden Blick hinüber auf den großen Stehspiegel von venetianischen Glase, der in seinem kostbaren Rahmen von echtem Silber, mit Rubinen und Perlen ausgelegt, eines der letzten Geschenke des Königs war. Sie betrachtete sich in diesem Spiegel, und ein frisches und stolzes Lächeln umspielte ihre vollen, üppigen Lippen.

Ich bin noch immer schön, sagte sie, meine Lippen glühen, meine Augen lächeln noch, während sie hingewelkt ist und stirbt. Warum hat sie es auch gewagt, meine Nebenbuhlerin zu werden und mir den König abwendig zu machen! Sie wußte ja, daß ich seit langen Jahren seine Geliebte war, und daß der König mir feierlich geschworen, mich niemals zu verlassen! Aber sie wollte mich verdrängen, und sie bezahlt jetzt diesen Uebermuth mit ihrem Leben! Sie stirbt freilich mit einer Grafenkrone auf ihrem blassen Haupt, und ich lebe noch immer als die Madame Rietz, als die soi-disant Gemahlin des Kammerdieners, aber meine Wangen sind noch blühend und meine Augen leuchten noch. Wenn ich noch nicht Gräfin bin, so kann ich es noch werden, und ich hab's mir ja geschworen, daß ich es werden will, Gräfin, Fürstin, und vielleicht auch Herzogin, wie's eben kommt. Sie Alle sollen mich nicht daran hindern, die vornehmen königlichen Gemahlinnen von der linken und von der rechten Hand, und ich werde ihnen allen zum Trotz doch meinen Weg aufwärts machen, während sie ihren Weg abwärts machen! Sie fahren in die Grube, während ich noch lange in meiner, mit dem gräflichen Wappen gezierten Equipage fahren werde. Und beim Himmel und bei Gott Amor, mir scheint, daß es selbst angenehmer ist, in einer Equipage als bloße Madame Rietz zu sitzen, denn gen Himmel zu fahren als Gräfin Ingenheim.

Sie lachte hell auf, als sie das sagte, und nickte ihrem Spiegelbilde zu. Die Brillanten und Rubinen funkelten wie Sterne an ihrem Halse und ihren Armen, im Widerschein von unzähligen Kerzen, welche von den Kronleuchtern und den Gueridons von Bergkrystall ihr Licht ausströmten über den Salon. Es war ein reicher, herrlicher Salon, ausgestattet mit dem Luxus und der Pracht, wie sie in königlichen Gemächern ziemlich sein mochte, und diesem Salon glichen alle anderen Säle und Gemächer dieses Hôtels. Der König hatte dem geliebten Sohne Wilhelminens, dem jungen Grafen Alexander von der Mark das Versprechen erfüllt, welches er ihm damals in Charlottenburg gegeben. Der zärtliche Vater hatte dem schönen Sohne das Palais unter den Linden geschenkt, welches jener sich gewünscht, und mit seiner Mutter und Schwester war der kleine Graf Alexander von der Mark eingezogen in dieses Palais, welches, auf Befehl seines Vaters, so ausgestattet und eingerichtet worden, „daß es für den geliebten Sohn eines Königs eine würdige und passende Wohnung sein sollte." Aber der kleine Graf von der Mark hatte nicht lange die Freude gehabt, mit seiner schönen Mutter aus den Fenstern seines Hôtels den Paraden zuzuschauen, welche der König seinem Söhnchen zu Liebe dort veranstaltete, und bei welchen er stets unter den Fenstern, in welchen Wilhelmine mit ihren Kindern sich befand, seinen Standpunkt nahm, und die Truppen an sich vorbei defiliren ließ. Der kleine Graf war schon ein Jahr nach seiner Standeserhöhung und seinem Einzug in das schöne Palais in Berlin gestorben. Der König hatte ihn tief betrauert und beweint, und niemals war das Bild seines schönen und lieblichen Knaben in dem Herzen seines königlichen Vaters verblaßt. Der König war so trostlos gewesen, so verzweifelt über den Verlust dieses Knaben, daß Wilhelmine ihre eigenen Thränen hatte trocknen, ihren eigenen Kummer unterdrücken müssen, um den König zu trösten und aufzuheitern. Wilhelmine Rietz hatte in diesen schweren Zeiten Zeiten des Kummers dem König so viel Liebe und Treue, so viel Selbstentsagung und Resignation bewiesen, daß dadurch die Liebe und Bewunderung des Königs für seine „theure Freundin" sich nur noch gesteigert hatte.

Du bist ein großes Weib, eine Heldin, sagte er zu ihr. Jede andere Frau würde klagen und jammern, Du schweigst und lächelst, obwohl ich weiß, wie wehe dieses Lächeln Deinem zärtlichen Mutterherzen thut. Jede andere Frau würde zittern und mit Sorge und Angst in die Zukunft schauen, weil der Tod des Sohnes unheilsvoll für ihre eigene Stellung werde könnte, und sie würde deshalb die ersten Tage des Schmerzes benutzt haben, um von mir die Sicherstellung und Verfestigung ihrer eigenen Existenz zu erlangen. Du hast von dem Allem nichts gethan, Du hast mit mir geweint und geklagt, Du hast mich getröstet und aufgerichtet, und nicht einmal gefragt, wer der Erbe meines lieben kleinen Alexander sein soll, und was für ein Andenken er Dir hinterlassen hat.

Wilhelmine schüttelte ihr Haupt mit einem traurigen und resignirten Lächeln, von dem sie wohl wußte, wie gut es ihrem schönen blassen Angesichte stand.

Ich bedarf keines Andenkens an meinen geliebten Sohn, sagte sie, denn mein Herz wird seiner immer gedenken. Ich habe nicht gefragt, wer der Erbe Alexander's sein solle, weil ich gar nicht gedacht habe, daß er eine Erbschaft hinterlassen hätte, denn Alles, was ich und meine Kinder besitzen, gehört dem König, und ist sein Eigenthum, wie wir selber es sind. Ich habe auch nicht gezittert und mich gesorgt um meine eegene Existenz und Stellung, denn ich habe zu meinem König und meinem Herrn dasselbe Vertrauen, wie zu Gott im Himmel, und ich weiß, daß mein Geliebter mir niemals seinen heiligen Schwur brechen, mich niemals verstoßen und verleugnen wird.

Nein, niemals, Wilhelmine, rief der König, Du bist das edelste, hochherzigste Weib, Du bist und bleibst meine theure, angebete Freundin, und meine Liebe zu Dir wird länger dauern und standhafter sein, als irgend eine andere Liebe. Vertraue mir immer und sei ganz ohne Furcht und ohne Sorgen, Wilhelmine. Was Deine Feinde auch versuchen, welche Intriguien und Perfidien sie auch anwenden mögen, um Dich von meiner Seite zu drängen, es wird ihnen nie gelingen. Alles Andere mag und wird vergehen, aber die Liebe zu Dir, und das Vertrauen zu Dir wird dauern bis zu meinem Tode, und keine Frau auf Erden, möchte ich sie auch noch so glühend lieben, wird im Stande sein, Dich von meiner Seite zu drängen, Dich in die Verbannung zu stoßen.

Willst Du mir das schwören, Friedrich Wilhelm? Willst Du Deine Finger auf die Narbe hier am meiner Hand legen und mir schwören, daß Du mich nie von meinen Feinden willst verstoßen lassen, daß Du mir immer den Platz an Deinem Herzen bewahren willst?

Der König legte die Hand auf diese Narbe, welche er sehr wohl kannte und welche ihm jene Stunde in's Gedächtniß rief, als Wilhelmine sich die Hand absichtlich verwundete, auf daß er mit ihrem Blute ihr den Schwur seiner Liebe und Treue schreiben solle. Ich lege meine Finger auf diese Narbe, sagte er, und ich schwöre beim Andenken an meinen theuern Sohn Alexander, daß ich niemals seine geliebte Mutter vernachlässigen und vergessen will, sondern daß ich sie lieben, ehren und hochschätzen will bis an's Ende. Und nun, da ich Dir dies geschworen, nun sieh' auch, daß ich an Dich gedacht u. für Dich gesorgt habe. Und indem er sie herzlich umarmte und küßte, überreichte der König ihr die Schenkungsacte des Palais unter den Linden und der ganzen Hinter-

lassenschaft des Grafen Alexander von der Mark.—

Seitdem wohnte Wilhelmine Rietz mit ihrer Tochter in dem Palais unter den Linden; ihr Haus gehörte zu den gesuchtesten und geselligsten in Berlin, und die geistreichste und angesehenste Gesellschaft fand man in den Sälen der königlichen Freundin. Freilich fehlte es diesen Gesellschaftssälen an Damen, u. nie rauschte die seidene Robe einer Aristokatin über die glänzenden Parquets hin. Aber die Unterhaltung war dessen ungeachtet nicht minder angeregt und belebt, denn Wilhelminens Geist, ihr glänzender Witz, ihre feine Satyre wußte sie immer neu anzufachen und zu beleben, und die ausgezeichnetesten Gelehrten, Künstler und Dichter erachteten es für eine hohe Ehre, in dem Salon der Madame Wilhelmine Rietz Aufnahme zu finden. Sie ehrte die Wissenschaften, sie liebte die Künste, sie war selber ein wenig Dichterin, und vor allen Dingen besaß sie einen bildungsfähigen Geist, der mit schneller Fassungskraft alles Gehörte in sich aufnahm und aus dem Umgange mit Gelehrten und Künstlern Nahrung zu ziehen wußte. Die Männer, welche ihren Salon besuchten, entschuldigten sich gern damit, daß Wilhelmine Rietz die Protectorin der Künste und Wissenschaften und außerdem eine sehr geistreiche Frau sei, der man nachsagen müsse, daß sie viel Verstand, viel Kenntnisse und sehr angenehme Umgangsformen besitze.

Der König selber, ein geistreicher Mann, ein Mäcen der Künste und Wissenschaften, der König liebte diese Gesellschaften der Madame Rietz; er kam jeden Abend in ihren Salon, denn er war gewiß, daß er dort Anregung und Unterhaltung fände, gewiß, daß er neben der pikanten, geistreichen und heitern Freundin Wilhelmine Rietz immer die Zerstreuung und Erheiterung fände, welche er bei seiner schönen aristokratischen Gattin der linken Hand immer vergeblich suchte.

Die schöne Julie von Voß, genannt Gräfin Ingenheim, hatte es sich niemals vergeben können, daß sie den Wünschen ihrer Familie, dem Flehen ihres eigenen Herzens nachgegeben und die Gemahlin linker Hand neben der Gemahlin der rechten Hand geworden war. Ihr Verstand und ihr Stolz sagten ihr, daß dieses kleine Mäntelchen der Ehrbarkeit doch nicht groß genug sei, um darunter ihre Demüthigung und die Zweideutigkeit ihrer Existenz zu verbergen, und sie grämte sich über ihr goldprunkendes, anscheinend so glückliches Dasein, welches doch nichts war als eine aufgeputzte Lüge, eine mit Titeln und Ehren geschmückte Schmach. Der König fand seine schöne und einst so heißgeliebte Julie sehr oft in Thränen, sie war niemals heiter, lachte niemals, sie klagte über Gewissensbisse und machte sich und dem königlichen Geliebten oft sogar bittere Vorwürfe.

Gewissensbisse, Trübsinn, Vorwürfe, und Thränen aber waren Ingredienzen der Unterhaltung, welche Friedrich Wilhelm nicht liebte und vor denen er entfloh, um in dem Salon und an der Seite seiner pikanten, geistreichen Freundin Zerstreuung, Heiterkeit und Scherz zu finden.

Wilhelmine Rietz dachte an alle diese Dinge, während sie juwelengeschmückt im silbergestickten Atlasgewande in ihrem Salon auf dem Fauteuil saß und, da die Gesellschaft, welche sie erwartete, noch nicht gekommen war, sich mit ihrem eigenen Spiegelbild unterhielt. Sie hatte stets gefunden, daß solche Unterhaltungen mit ihrem vis-à-vis im Spiegel sehr interessant waren, denn diese beiden Damen hatten kein Geheimniß vor einander, sondern waren ein paar Freundinnen, welche ohne Prüderie und Heuchelei sich stets ihre innersten Gedanken mittheilten.

Du wirst doch noch eine Gräfin werden, sagte Wilhelmine jetzt, eine Gräfin und was Du sonst willst.—Die lachende Dame da in dem Spiegel nickte ihr zu und rief fröhlich: Ja, eine Gräfin und Fürstin meinetwegen, aber keine solche, die vor Gewissensbisse stirbt und sich kasteiet mit Selbstvorwürfen. Auch keine solche, welche durch furchtbar vieles Beten und kostspielige Wohlthätigkeit die Welt zu versöhnen und sich einen Stuhl im Himmel zu erkaufen trachtet. Nein, ich werde eine Gräfin sein, welche das Leben genießt, ihre Feinde zwingt, sich vor ihr zu beugen, durch ihre Feste und Diners die Welt zu versöhnen trachtet, und sich wenig darum kümmert, was nach ihrem Tode geschehen mag. Denn ich sage wie mein großes Vorbild, die Marquise von Pompadour: Aprez moi le dèluge!

9.

Die Scheingatten.

In diesem heitern Zwiegespräch mit ihrem Spiegelbild ward Wilhelmine jetzt unterbrochen durch das rasche Oeffnen der Thür und das Eintreten ihres „soi-disant Gemahls," des Kämmerers Rietz.

Wilhelmine sah ihn im Spiegel und sah auch, wie ihre Freundin im Spiegel erröthete vor Unwillen und die Augenbrauen zusammenzog. Ohne sich umzuwenden, ohne sich aus ihrem Lehnstuhl zu erheben, ließ sie den Kämmerer bis dicht zu ihrem Fauteuil herankommen, und dann sagte sie mit gereizter, herrischer Stimme: Wo waren meine Lakaien? Warum haben Sie sich nicht melden lassen?

Der Herr Kämmerer Rietz, das Factotum des Königs, lachte hell auf. Weil ich keine Lust hatte, vielleicht abgewiesen zu werden, ma Belle, und weil es mir überbies ungeziemend scheint, mich bei meiner Gemahlin melden zu lassen. Ein für allemal, meine Beste, verschonen Sie mich mit diesem Firlefanz, und machen Sie uns Beiden das Leben nicht schwer! Lassen Sie Ihre Courmacher, lassen Sie Herzoge, Fürsten, Grafen und Professoren, und was für närrisches Volk sonst sich zu Ihnen drängt, lassen Sie alle diese antichambriren und sich annonciren, aber mich müssen Sie ebenso empfangen wie den König, das heißt unangemeldet. Ich verspreche Ihnen dagegen, daß ich niemals von meinem Vorrecht Gebrauch machen will, wenn Sie Gesellschaft haben, oder in irgend einem angenehmen tête-à-tête sich befinden. Wollen Sie mir dies bewilligen? Sind Sie einverstanden?

Nun, meinetwegen, wenn es nicht anders sein kann, sagte Wilhelmine, indem sie auf ein Tabouret hindeutete, welches neben ihrem Fauteuil stand. Setzen Sie sich und lassen Sie mich wissen, was Sie zu mir führt.

Aber Rietz, statt sich auf das Tabouret niederzulassen, rollte sich mit der größten Gelassenheit einen prachtvollen Fauteuil heran, auf dessen hoher Rücklehne eine königliche Krone angebracht war.

Wenn der König nicht anwesend ist, bin ich wohl berechtigt, von diesem Lehnstuhl Gebrauch zu machen, sagte er, indem er sich behaglich in den ungewöhnlich weiten Fauteuil niedergleiten ließ; überdieß liebe ich es, bequem zu sitzen. So, und da ich jetzt installirt bin, kann die Conferenz unserer beiden gekrönten Häuptern beginnen. Wissen Sie, oder ahnen Sie auch nur, welcher Art diese Conferenz sein wird?

Nein, erwiderte Wilhelmine, indem sie ihren zierlichen kleinen Fuß mit dem goldgestickten Atlasschuh auf das Tabouret emporhob und ihn mit Wohlgefallen betrachtete, nein, wirklich ich ahne es nicht, aber ich bitte Sie, es mir bald zu sagen, denn ich erwarte Gesellschaft.

Ach, Sie erwarten Gesellschaft! Nun Carissima, dann beginne ich unsere Conferenz damit, daß ich Ihnen sage: geben Sie dem Portier Befehl, daß er allen Ihrern Besuchern melde, Sie wären plötzlich krank geworden und ließen um Entschuldigung bitten.

Bevor ich solchen Befehl ertheile, darf ich Sie wohl um die Gründe bitten?

Die Gründe? Nun, ich will Ihnen Einen Grund statt vieler sagen. Es möchte Ihren Gästen nicht angenehm sein, wenn ihnen hier im Salon das Glas der Fensterscheiben und die Steine, welche diese zertrümmert haben, um die Ohren fliegen sollten.

Mein Lieber, sagte Wilhelmine, immer noch ihre Fußspitzen betrachtend, mein Lieber, wenn Sie eine unbezwingliche Begierde spüren, Späßchen zu treiben, so finden Sie im Vorzimmer meine Lakaien, welche sich sehr daran amüsiren werden.

Danke, ich ziehe es vor, hier im Salon ernsthaft mit meiner Frau Gemahlin zu sprechen. Aber wenn Sie wünschen, klingle ich einen der unverschämten Schlingel aus dem Vorzimmer herein und ertheile in Ihrem Namen den Befehl, alle Besuche abzuweisen. Außerdem wäre es gut, in allen Etagen Ihres Palastes die inneren Läden schließen zu lassen. Die Fensterscheiben müssen Sie freilich schon preisgeben, aber die Läden werden wenigstens die Steine nicht in die Zimmer eindringen lassen. Sie haben doch solche Fensterläden?

Sie bleiben also dabei? fragte Wilhelmine achselzuckend. Sie haben ohne Zweifel mit irgend Jemand eine Wette gemacht, daß Sie mich erschrecken wollen, und das Schließen der Fensterläden soll der Beweis davon sein, daß Sie die Wette gewonnen haben. Nicht wahr, so ist es?

Nein, Carrissima, so ist es nicht, und ich bitte Sie, geben Sie jetzt diese Rolle der unerschütterlichen Heldin auf; sie kleidet Sie zwar sehr gut, aber mir imponiren Sie nicht damit, und—

Und das ist auch gar nicht meine Absicht, sagte sie, sich in ihrem Fauteuil dehnend und zurücklehnend, wie eine müde Pantherin, die ganz erschöpft scheint und doch immer zum Sprung auf den Feind bereit ist.

Hören Sie, meine Allerschönste, rief der Kämmerer ungeduldig, jetzt ist es genug. Wenn es Ihnen wirklich ganz gleichgültig ist, ob man Ihnen Ihr Palais demolirt und Sie als Giftmischeren anklagt, so ist es freilich eine andere Sache, und ich habe dann nichts weiter zu sagen, als daß ich ein sein war, zu glauben, ich müßte Sie zu retten suchen, weil wir doch einmal ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander abgeschlossen haben, und weil ich deshalb nicht gleichgültig zuschauen möchte, wenn Ihre Feinde Sie in's Verderben stürzten.

Die Pantherin war aufgesprungen, und ihre Augen flammten, und ihr ganzes Wesen war Erregung und Gluth.

Sie reden im Ernst, Rietz? Dies Alles ist keiner Ihrer Affenstreiche? Meine Feinde haben also etwas vor? Sie wollen mich also angreifen? Was ist es? Sprechen Sie rasch? Was sagen Sie da für eine Albernheit von Giftmischerin? Soll ich das sein?

(Fortsetzung folgt.)

Lebendig begraben. Man schreibt aus London vom 10. Dez: In einem Dorfe bei Falmouth ist der Schleier von einem schrecklichen Geheimniß gezogen worden. Seit einigen Jahren war das Gerücht umgegangen, daß ein Maurer Namens Porter, der in guten Vermögensverhältnissen lebte, seinen Bruder schon lange Zeit in einer kleinen Zelle seines Hauses eingesperrt halte. Herzzerreißende Schmerzenstöne waren wiederholt von den Nachbarn vernommen worden, zumal in kalten Winternächten; doch glaubte Niemand, sich in fremde Angelegenheiten einmischen zu dürfen. Endlich kamen die Gerüchte auch zu Ohren des sich zufällig dort aufhaltenden Arztes, Dr. Byrne, und nach sorgfältiger Sammlung aller Data theilte er die Sache dem Ministerium des Innern mit, welches ihn sofort zum Specialbevollmächtigten ernannte und ihm zwei andere Bevollmächtigte zur Unterstützung an die Seite gab. Die drei begaben sich an Porter's Haus und verlangten Zulaß zu dessen Bruder. Porter war selbst nicht anwesend. Dr. Byrne, welcher sich einige Kenntniß von der Einrichtung des Gebäudes verschafft hatte, fand die Zelle in einer hinter einer Treppe versteckten Ecke. Die Scene, die sich hier den Ankömmlingen aufthat, war zu abstoßend fürchterlich, als daß sie in ihren Einzelnheiten beschrieben werden könnte. Vier nackte, feuchte Wände, ein kleines Fenster, die Thür, bildeten die Zelle; darin stand eine Bettstelle aus sechs Zoll breiten und ebensoweit von einander getrennten Querbrettern bestehend, und auf diesen unbedeckten, von Schmutz vermoderten Brettern lag ein Wesen, völlig nackt und mit zwei alten Säcken zur Bedeckung. Als Mensch war es kaum zu erkennen; die Glieder waren gekrümmt, die Kniee berührten fast das Kinn, der Körper war fast ganz steif. Flur und Wände waren eine Schmutzmasse; die Atmosphäre eine schreckliche. Länger als zwanzig Jahre hatte das liebende Mitgefühl seines nächsten Verwandten den Unglücklichen diesem lebendigen Grabe überantwortet — nicht einen Lumpen. nicht einen Strohhalm, um darauf zu liegen, nur die kahlen Bretter, und zwei faulende Säcke zur Bedeckung. Würde man einen Tobsüchtigen zu einem solchen Geschicke verdammen?— Und wie steht es um die geistige Beschaffenheit dieses Armen? Er ist einfach schwachsinnig. Ein milder, gutmüthiger Gesichtsausdruck, eine kindliche Ergebung in alles, was man mit ihm thut, kein Zeichen von Heftigkeit oder Zorn, und für manche Sachen starke Anzeichen von Verstand, selbst nach all dieser Zeit des Elends. Dr. Byrne hat ihn in die vorzügliche Anstalt in Bodmin bringen lassen, wo sein körperlicher und geistiger Zustand sich hoffentlich bald bessern wird. Die Bevollmächtigten erklärten, eine so schauderhafte Enthüllung sei ihnen in ihrer vierzigjährigen Erfahrung nicht vorgekommen.

Furchtbare Folgen eines Traumes. Ein schrecklicher Vorfall hat eine glückliche Familie in Hamburg plötzlich zu einer recht unglücklichen gemacht. Die Frau vom Hause hatte Vormittags ihr schlafendes Kindlein von einigen Monaten kurze Zeit verlassen und als sie wieder ins Zimmer tritt, findet sie die Katze auf der Wiege sitzen und das Kind anstarren. Sie erschrickt und jagt die Katze herab. Mittags erzählt sie den Vorfall ihrem Gemahl, der darauf äußert, daß es doch auch sehr unvorsichtig sei, die Katze allein bei dem Kinde im Zimmer zu lassen. Die Sache macht auf die etwas nervenschwache Frau tiefen Eindruck. Als sie Abends zu Bette geht, mag sie das Kind nicht wie gewöhnlich, der Wiege anvertrauen, sondern nimmt es mit sich in's Bette. Sie schläft ein und träumt von der Katze. Das Thier, mit funkelnden Augen, starrt ihr Kind an, im Begriffe sich auf dasselbe zu stürzen. Die Mutter fährt in der höchsten Beängstigung empor, greift nach ihrer Meinung das schreckliche Thier und schleudert es gegen die nahe Wand. Das Geschrei ihres Kindes ruft die noch Schlaftrunkene zum Bewußtsein, gräßliches Erwachen, sie hat ihr Kind dem Köpfchen gegen die Mauer geworfen. Der Hausarzt wird schleunigst herbeigerufen, vermag aber das Kind nicht zu retten, das bald darauf den letzten Athemzug aushaucht. Die Mutter befindet sich in Folge dessen jetzt ebenfalls in einem sehr bedenklichen Zustande.

Oehlenschläger. „Den Abend, als ich zum ersten Male die Bühne betreten sollte" erzählte Oehlenschläger—„war mein Vater im Schauspiel. Meine Mutter und Schwester blieben zu Hause. Im kalten dunklen Winterabend, im Augenblicke als das Stück anfangen sollte, konnte meine Mutter vor Unruhe nicht in der Stube bleiben; sie ging hinaus in den Bogengang, der den Hof umschließt, weinte und betete für mich. So traf sie des Wächters Frau, die ihre Gemüthsbewegung ganz mißverstand. „Ach Madame," sagte sie, „weinen Sie nicht so sehr, er kann sich ja bekehren!

Dauern. Ein Berliner sagte zu einem andern, der ein altes krankes Weib hatte: „Bruder! Dein Weib dauert mir!" — „Du guter Gott!" war die Antwort, „mir dauert sie schon gewaltig lange."

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

In der politischen Tagesgeschichte ist noch Alles beim Alten. Aber mitten in unserem alle Aufmerksamkeit absorbirenden politischen Kampfe überrascht uns plötzlich die Nachricht von einem Ereigniß, welches zu den größten Calamitäten gerechnet werden muß, die seit Menschen gedenken unsere Erde heimsuchten; eine Calamität, welche Hekatomben an Menschenopfern forderte und die Aufmerksamkeit Aller nach der Westküste von Südamerika zieht. Das Erdbeben in Peru und Ecuador ist als das viertgrößte zu betrachten, welches die Geschichte unserer Zeitrechnung kennt. Unübertroffen bleibt immer das von Lissabon im Jahre 1755, wo angeblich 60,000 Menschen in der kurzen Zeit von 6 Minuten ihren Tod fanden; bei dem Erdbeben in Calabrien kamen 40,000 Menschen ums Leben; eine gleiche Anzahl Menschenleben wurde durch eine solche Naturerscheinung in Centralamerika zwischen Santa Fe und Panama hinweggerafft.

Die neueren Berichte aus Südamerika zeigen, daß die Angabe über die Verluste an Leben und Eigenthum, welche in unserer am Dienstag im Tageblatte publizirten Depesche enthalten, nicht zu hoch gegriffen war.

Diese vier schrecklichen Vorfälle stehen jedoch in der Geschichte nicht allein da. Das Erdbeben, welches im Jahre 1857 das Königreich Neapel heimsuchte, forderte ein Opfer von 300,000 Menschenleben. Die furchtbare Verwüstung von Städten und Dörfer bei dem letzten Ereigniß erinnert an eine ähnliche Catastrophe auf Java im Jahre 1772, wo 40 Städte und Dörfer in Ruinen gelegt oder von der Erde verschlungen wurden.

Die erschütternde Thatsache, daß die Stadt Golacha in Ecuador von der Erde verschwunden ist und ein tiefer Binnensee ihre Stelle bedeckt, ist gleichfalls nicht ohne Parallele; wir finden, daß erst in neuerer Zeit ein ähnliches Ereigniß auf Jamaica stattfand, wo die Stadt Port Royal im Wasser versank und die ältere Zeit hat uns mehrere Fälle in Historie und Sage überliefert, besonders sind auch in Deutschland die Sagen von versunkenen Städten, Dörfern und Schlössern zahlreich und haben Stoff zu den schönsten Gedichten und Volksliedern gegeben; wir erinnern an das schöne Gedicht „Vineta" von W. Müller und an die einen ähnlichen Stoff behandelnde Ballade „Bei Andernach am Rheine, da liegt ein tiefer See."

In den letzteren Jahrhunderten wurde besonders Central- und Südamerika öfters und furchtbar von solchen vulkanischen Erscheinungen heimgesucht. Im Oktober des Jahres 1746 wurden Lima und Callao zerstört und 1800 Personen in den Ruinen jener Städte begraben; im April 1755 hatte die Stadt Quito ein ähnliches Schicksal; im Jahre 1778 wurde Guatemala mit 8000 Bewohnern verschlungen, während im Februar 1797 das obenerwähnte gewaltige Erdbeben losbrach und fast den westlichen Theil des ganzen Continent erschütterte.

Die vulkanischen Gewalten ruhten sodann bis 1812, wo sie die ehemals prachtvolle Stadt Carracas in einen Trümmerhaufen verwandelten und 12,000 Menschen unter den Ruinen begruben. Am 2. April 1831 wurde die chilenische Hafenstadt Valparaiso gewaltig erschüttert und über 400 Häuser stürzten ein, im April 1854 wurde San Salvador zerstört und im Jahre 1854 wütheten die unterirdischen Gewalten im Thale von Merico. Im Jahre 1839 wurde Quito abermals heimgesucht, ungefähr 5000 Personen kamen bei der Catastrophe ums Leben. Im März 1861 wurde die Stadt Mendoza in der argentinischen Republik mit 7000 Personen verschüttet und im Dezember 1862 kam die Reihe abermals an das neu aufgebaute Guatemala, wo 150 Häuser und 40 Kirchen zerstört wurden. Im vorigen Jahre wurde Centralamerika mehrmals erschüttert, aber es kam nirgens zum gewaltsamen Ausbruch.

Die westindischen Inseln betraf von Zeit zu Zeit ein ähnliches furchtbares Schicksal. Die Stadt Port Royal auf Jamaica wurde bereits 1692 einmal zerstört; im Januar 1839 wurde Martinique dermaßen heimgesucht, daß 700 Menschen unter den zusammenstürzenden Häusern ums Leben kamen; im Mai 1842 wurde Cap Haytien zerstört und 4—5000 Menschen verloren ihr Leben. Neuerdings wurde erst noch St. Thomas heimgesucht, gerade als die Ver. Staaten mit Dänemark wegen jener Insel in Handel standen.

Auch das alte, stabile Europa hat seine Lektionen von dem grimmigen Vulkan erhalten, welcher in den Eingeweiden der Erde rumort; und Asien—besonders das himmlische Reich—ist gleichfalls nicht verschont geblieben. Frankreich, England, Deutschland, Holland, Skandinavien und Ungarn wurden wiederholt aus ihrer Gemächlichkeit aufgerüttelt und in den südlichen Ländern — Spanien, Italien und Griechenland—kam es mehrmals zu einem furchtbaren Pladderadauz.

Der Flächenraum, welcher bei dem letzten Erdbeben in Südamerika berührt wurde, war—wie ein Blick auf die Karte zeigt—ein sehr bedeutender, aber doch nicht so bedeutend als der, welchen des Erdbeben von Lissabon affizirte, wo man die Erschütterung in ganz Deutschland, an der finnischen Küste, ja sogar in Canada verspürte. Das Erdbeben in Chili im Jahre 1835 erstreckte sich auf vierzig Breitengrade.

Man nimmt an, daß die Erde jährlich 12 bis 13 Mal von den vulkanischen Gewalten erschütttert wird und schätzt die Zahl der durch solche Calamitäten hingerafften Menschenleben auf 13 Millionen.

Die Ver. Staaten wurden bisher—die kleinen „Rippenstöße" abgerechnet, welche Californien alljährlich erhält, nur von einem gehörigem Erdbeben heimgesucht, nämlich im Jahre 1811, welches besonders dem Städtchen New Madrid am Mississippi unterhalb St. Louis arg mitspielte. Die Erscheinungen, welche jene Erderschütterung begleiteten, waren äußerst merkwürdig. Ueber eine Strecke von 300 Meilen, von der Mündung des Ohio bis an die des St. Francis hob sich die Erdrinde und senkte sich dann wieder, Risse und Spalte entstanden, aus denen Schlamme und Wasser wie aus einer Fountäne in die Höhe sprudelte; diese Erscheinungen dauerten längere Zeit an.

Unsere jüngere Generation weiß nichts von Erdbeben; da wir aber wie Kinder sind und Alles haben müssen, so hat sich Papa Seward bemüht uns eins zu—kaufen.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Wenn ein Journalist in den Ver. Staaten in Verlegenheit über ein Thema ist, so braucht er sich nur ganz gemüthlich auf das oft besprochene aber stets zu neuen Abhandlungen anregende Feld der Witterung zu werfen. Noch vor acht Tagen hatten wir hier eine wahrhaft tropische Hitze und verständige sowohl wie unverständige Leute suchten den Umstand mit der kürzlich in Asien sichtbaren Sonnenfinsterniß in Verbindung zu bringen. Nun, wir in Amerika sind schon manche Extravaganz gewohnt, aber eine so plötzliche Aenderung des Wetters, wie in den letzten Wochen, ist denn doch auch für Amerika etwas stark. Die Kälte in der vergangenen Woche war so intensiv, daß die alten Leute schleunigst ihre Winterröcke hervorsuchten und mit diesen am hellen Tage Parade machten; schlechter erging es den jungen leichtsinnigen Menschen, diese wurden von der Kälte unvorbereitet überrascht und hatten nicht die nöthigen Moneten an Hand, ihre in irgend einem Fache eine Pfandleiher-Ladens ruhende Winter-Kleidungsstücke einzulösen. Geschieht ihnen recht, weßhalb kauft ihnen der resp. Vater keine Handschuhe und den mit diesen in nothwendiger Verbindung stehenden Ueberrock.

In der letzten Woche ist wenigstens ein Ereigniß passirt, das das gewöhnliche Niveau kleiner Polizeifälle überragt. Ein Dampfer, der über die Fälle gehen wollte, ist nämlich gesunken. Ueber das Unglück wird folgendes mitgetheilt:

Das regelmäßige Cincinnati und Evansville Dampfboot J. P. Webb verließ unsern Landungsplatz Donnerstag Abend um sechs Uhr mit einer assortirten Ladung Kaufmannsgüter von ungefähr zweihundert Tonnen Fracht und acht oder zehn Passagieren. Capitän Wm. Barble, der regelmäßige Pilot geleitete dasselbe über die Fälle. Bei dieser Ueberfahrt, als das Boot gerade an der gefährlichsten Stelle angekommen war und das Signal von dem Piloten gegeben wurde, die Maschine langsamer arbeiten zu lassen, schien der Ingenieur entweder das Signal mißverstanden oder nicht schnell genug beobachtet zu haben. Wie dem nun sei, einen Augenblick später lief das Boot hart auf einen Felsen, wovon deren so viele im Flußbette an jener Stelle sind, auf. Die Folge davon war ein furchtbarer Stoß und Krach, und der größere Theil des Bodens ging in Trümmer, wodurch Wasser mit aller Gewalt in das Boot strömte und dasselbe auf die eine Seite legte. Passagiere und Mannschaft hielten sich an die Gallerie und da das Boot in einem Augenblicke darauf einigermaßen sich wieder aufrichtete, so ging dabei glücklicherweise kein Menschenleben verloren. Unter den Passagieren befanden sich drei Damen und mehrere Kinder, eines davon ein kleines Mädchen im Alter von zehn Jahren, das nur mit der größten Anstrengung davon abgehalten werden konnte, sich in's Wasser zu stürzen. Einer der Köche sprang jedoch über Bord, wurde aber gerettet.

Das Boot bewegte sich dann mit der Strömung fort, schlug jedoch noch einmal auf eine Seite um, was eine neue Bestürzung unter den Passagieren verursachte. Nachdem es sich zum zweiten Male wieder aufgerichtet hatte, setzte es seinen Lauf in der Mitte des Stromes in bestmöglicher Weise fort, mit der Gefahr jeden Augenblick in Trümmer zu fallen.

Die Damen und Kinder wurden in das Rettungsboot gebracht, jedoch wurde dasselbe in der Nähe des verunglückten Dampfers gehalten, um im Falle der Noth den übrigen Theil der Passagiere und Mannschaft aufzunehmen. Eine der Damen war in einem solchen geängstigten Zustande, daß sie ins Wasser springen wollte, wurde jedoch dazu überredet, sich ins Rettungsboot bringen zu lassen. — Beide Schlöte fielen mit einem tobenden Geräusche auf's Verdeck, wodurch der Schrecken der Anwesenden um noch Vieles vermehrt wurde.

Ohne Rettungsmittel in Aussicht und unmöglich, das Boot auf der einen oder anderen Seite des Stromes anzulanden, gleitete dasselbe, angefüllt mit Wasser, stromabwärts, Passagiere und Mannschaft an den Geländern des Hurrikan-Deckes hängend.

An der Portland Sandbank angekommen, blieb das Boot fest auf derselben stecken und drehte sich gänzlich um, mit dem Vordertheil stromaufwärts. Erst dann begannen die Leute am Bord auf Rettungsmittel zu denken.

Verschiedene kleine Nachen stachen in aller Eile vom Ufer ins Wasser und von kräftigen und willigen Händen bemannt erreichten sie in Schnelligkeit den sinkenden Dampfer, nahmen Frauen und Kinder aus dem Rettungsboote, so wie die anderen auf dem Boote befindlichen Personen in die ihrigen und brachten dieselben glücklich ans Land.

Eine Gräuelthat. Eine halbe Meile von dem Dorfe Torrelavega in Spanien entfernt, befindet sich ein einsames Wirthshaus, neben welchem eine Schmiede eingerichtet ist; hier halten sich häufig Maulthiertreiber auf. Sie trinken im Wirthshaus, während der Schmied die Eisen ihrer Thiere untersucht. Vor einigen Tagen waren mehrere Maulthiertreiber anwesend, als ein armer Blödsinniger, Namens Andrea, der in der ganzen Gegend wegen seiner Gefälligkeit bekannt ist, eintraf. Er pflegte Bodendienste zu verrichten, sang und tanzte, um die Kinder zu belustigen. Nun rief einer der Maulthiertreiber aus: Wir müssen Andrea beschlagen. Mit Gelächter wurde der Vorschlag angenommen, Andrea hielt die Sache für Scherz und ließ Alles mit sich machen. Die Besitzer des Wirthshauses waren im nächsten Dorfe, der Schmied war ebenfalls abwesend, es war also Niemand da, der die Vertheidigung des Blödsinnigen hätte übernehmen können. Die Maulthiertreiber nahmen Hufeisen und Nägel und behandelten die Füße des armen Andrea, wie die Hufe eines Pferdes. Als die Hufeisen an seine blutenden Füße genagelt waren, peitschten sie ihn, um ihn zum Laufen zu zwingen, er stürzte zu Boden; da schlugen sie ihm auch Nägel in die Hände und in die Stirn. Endlich hauchte das Opfer den letzten Seufzer aus. Die Maulthiertreiber hingen den Leichnam an einen Baumzweig auf und ritten fort, als ob nichts vorgefallen wäre.

Eine Scene aus dem wirklichen Leben. Ein Pariser Correspondent theilt folgendes frappirendes Ereigniß mit: „Ein hiesiger Kaufmann H......, dem die Natur die Gabe ewiger Jugend verliehen zu haben scheint, der Trotz seiner fünfzig Jahre das Aussehen eines mittlern Dreißigers hat und der Junggeselle geblieben ist, um unbehindert seine galanten Abenteuer fortsetzen zu können, machte jüngst die Bekanntschaft eines jungen Mädchens Aline B...... mit welcher er sofort ein intimes Verhältniß anknüpfte und die er häufig in seiner Wohnung empfing. Kürzlich bemerkte Herr H., daß an einem Paket Banknoten zu 1000 Francs, das er in einer Schachtel seines Schreibpultes verwahrte, eine fehlte. Sein Verdacht fiel auf einen Bedienten, der erst seit einigen Monaten in seinen Diensten stand, und ohne denselben direct zu beschuldigen, ließ er doch gegen ihn Anspielungen fallen, über die sich dieser im höchsten Grade entrüstet zeigte. Er begab sich zum Polizei-Commissär des Viertels, um ihm die Sache anzuzeigen, und theilte ihm mit, daß nach seiner Ansicht kein Anderer als jene neueste Geliebte seines Herrn den Diebstahl begangen haben könne. Eine Untersuchung durch den Polizei-Commissär ergab die Richtigkeit dieser Vermuthung; Aline hatte die Banknote entwendet, um damit verschiedene Einkäufe zu machen. Sie wurde verhaftet und sollte vor Gericht gestellt werden, als der Fall eine ebenso unerwartete wie schreckliche Wendung nahm. Bei Durchsuchung der Wohnung des Mädchens fand nämlich der Polizeibeamte eine verstaubte Schachtel, angefüllt mit Briefen und sonstigen Papieren, von der Mutter Alinens herrührend, welche diese niemals den Trieb gefühlt hatte, durchzublicken, und er entdeckte darunter zu seinem Schrecken einen Zettel, folgendermaßen lautend: „Der Vater meiner Tochter Aline ist Herr Alfred H......, der uns verlassen hat; sie kann eines Tages ihre Ansprüche gegen ihn geltend machen." Auf Befragen erklärte Herr H., daß er allerdings vor Jahren als Geliebte ein junges Mädchen gehabt habe, das von ihm Mutter geworden sei; gezwungen jedoch, sich nach New York zu begeben, um die Leitung der dortigen Filiale des Handlungshauses zu übernehmen an deren Spitze er heute stehe, habe er allmälig die Sache vergessen. Das Verfahren gegen Aline wurde natürlich niedergeschlagen. Anscheinend durch die schauderhafte Entdeckung ebenso erschüttert wie ihr Vater, versprach sie, in Zukunft einen regelmäßigen Lebenswandel zu führen, während jener, bevor sie sich für immer trennten, ihr eine kleine Jahresrente auswarf, die ihren nothwendigsten Bedürfnissen genügen kann."

Man kennt die Exzesse, die Grausamkeiten, deren Opfer gerade jetzt mehr als je auf der Insel Sicilien die armen Bewohner nicht nur des flachen Landes, sondern auch der Städte sind. Die Berichte über diese Brutalitäten, welche zuweilen in den Journalen auftauchen, sind nicht übertrieben, sie sind zum Theil der Art, daß sich die Feder sträubt, sie niederzuschreiben. Schandthaten jeder Art werden an den Familien der von den Briganten überfallenen Landhäuser der Bauern verübt, Frauen und Kinder werden fortgeschleppt, gemißhandelt, langsam dem Tode überliefert oder unter entsetzlichem Hohn verstümmelt zurückgeschickt.

Die Engländer sind allezeit unter den Reisenden im südlichen Italien vertreten. Sie haben eine besondere Vorliebe für ungewöhnliche Abenteuer; wir selbst erzählten früher schon einmal, daß es Engländer gibt, die im Römischen und Neapolitanischen reisen, nur um zu Hause erzählen zu können, sie seien unterwegs ausgeplündert worden. Wir fügen sogar hinzu, daß sie, wenn alle Stränge reißen, sogar den ersten besten Strolch bestechen, sie unterwegs zu überfallen und auszuplündern, natürlich unter der Bedingung, daß es nicht weh thue.

Der Banden, welche die Insel Sicilien jetzt verwüsten, sollen etwa acht sein, von denen einige bis dreißig Köpfe zählen. Alle haben sie ihre Correspondenten und Spießgesellen in den Städten, die mit ihnen gemeinsam handeln und für guten Raub sorgen.

In einer Bande bemerkte man ein junges Weib mit blondem Haar und zwar von der Sonne schon sehr stark gebräunten, aber doch sehr feinen Gesichtszügen. Als man den größten Theil derselben einfing, gerade in dem Moment, wo sie in Begriff waren, ein Bauernhaus zu überfallen, gelang es diesem Weibe, mit einigen der Räuber zu entfliehen. Man setzte ihnen nach, und wirklich überraschte man sie mit einem der Briganten, an dessen Seite sie sich in einer Felsenkluft versteckt hatte.

Man band den Räuber, während das Weib streng überwacht und durchsucht wurde. Die Gensdarmen fanden bei ihr Papiere, die aber in einer fremden, ihnen unverständlichen Sprache geschrieben waren. Als es Nacht ward, campirten die Gensdarmen, ihrer fünf, die beiden Gefangenen in ihrer Mitte. Einer von ihnen mußte sie bewachen.

Als es Morgen war und die Schlafenden die Augen öffneten, war die Wache eingeschlummert und die beiden Gefangenen waren—verschwunden.

Die Gensdarmen lieferten wenigstens die Papiere ab. Diese wurden nach Palermo geschickt, um dort von einem Sprachkundigen übersetzt zu werden.

Und jetzt kommt die Pointe: die Papiere bestanden aus einigen Briefen, adressirt an Miß Emmely B......, die schöne Tochter eines reichen Engländers, der den Winter hindurch in Palermo wohnte. Miß Emmely war eines Tages ihren Eltern ohne Zurücklassung irgend einer Nachricht verschwunden; sie suchten sie seit dem Monat November vergebens durch ganz Italien, boten vergeblich große Summen für den, der ihnen Auskunft über das Verschwinden ihres achtzehnjährigen Kindes geben könne; und jetzt unterliegt es nach der Beschreibung, welche die sicilianischen Gensdarmen von der Gefährtin des entwichenen Briganten machten, keinem Zweifel, daß sie keine andere als — Miß Emmely ist!

Ihr Vater, der augenblicklich in Florenz ist und noch immer trostlos nach seiner Tochter sucht, ist sofort amtlich benachrichtigt worden und wird sicher wenig erbaut sein, wenn er von seinem Schwiegersohn hört.

Ein liebender Ehemann hat einen Arzt, ihm Etwas für die Augen seiner Frau, welche sehr entzündet waren, zu verschreiben.

„Sie soll sie jeden Morgen mit einem Gläschen Branntwein waschen," sagte der Doctor. Wenige Wochen nachher begegnete Letzterer dem Ehemann. „Nun, Freund, ist Ihre Frau meinem Rathe gefolgt?" fragte er.

„Sie hat sich alle mögliche Mühe gegeben, Doctor!" sagte der Gatte, „sie hat das Glas aber nie höher, als bis zum Munde bringen können."

Gerade kein Hexenmeister. In einem französischen Städtchen ward ein Kerl wegen allerhand Zauberkünste, die er ausgeübt haben sollte, vor den Maire gezogen.

„Wißt Ihr, daß Ihr höchst strafbar seid?" fragte der Letztere, „Ihr treibt lauter Teufelskünste, die ganze Stadt behauptet, Ihr wäret ein Hexenmeister."

„Ei, wenn man sich an das Stadt-Gerede kehren wollte," erwiederte der Beklagte, „von Euch Herr Maire, spricht man auch allerlei."

„Und was wäre das?" fragte auffahrend der Maire."

„Ei, von Euch sagt die ganze Welt, Ihr wäret gerade k e i n Hexenmeister," lautete die Antwort.

Hier erbaut. Ein Reisender betrachtete den Stephansthurm. Als er Alles genau angesehen, fragte er: „Ist das Alles hier gebaut worden?"

Tägliche Briefliste vom 20. September.

Börner Martin	Meyers John
Bloom F R	Retzner J
Demjensky Abraham	Priesch Carl
Eith Georg	Rektenwald
Enderich A	Ruhl Martin
Feldkamp u. Co	Rutz Peter
Fischer F	Schultheis John
Fillbraudt Carl	Schnepf Peter
Freed Chas	Shrode Wm M
Giegerich Adam	Sandholzer Madame
Hebs Daniel	Strader Herman
Heinze Herman	Steffan Mathias
Habig Ignatz	Stelberger W
Ludwig P u Co	Warnet Franz
Latchau Jno	Wetter Martin
Lyther Henry	Ziehn Georg
Meng Peter	Zahn Edward
Meyer H A	Zimmern Joseph

Jno. J. Speed, Postmeister.

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, schräg in's Winkelche.

September 19. 1868.

Jeliebte Rehdachsion!

Wie ick jestern Abend so janz jemüthlich bei meine Bowle Punsch sitze und in die Ecken von mein Hinnerstübchen kucke, da is uf eenmal—Sie können sich meinen Schreck unjefähr vorstellen—mich een Jeist erschienen, lang, schrecklich bleich und mit Hämorhoiden. Jöthe würde bei so eene historische Jelegenheit wahrscheinlich declamirt haben:

„Ihr naht Euch widder, schwankende Jestalten,“

ick aber, der ick blos een prosaischer Mensch bin, ick kucke mir das Jespenst an und schnauze es janz jemüthlich an, wat et bei mich zu suchen hat. Natürlich hat der Jeist eenen Diener jejen mir jemacht, is vor mir von hinnen niederjekniet und hat mir eenen Theil von seinen menschlichen Körper jezeigt, uf dem een anständiger Mensch zu sitzen pflegt. Ick denke, ick soll eenen Affen kratzen, wie ick das Jeschöpf vor mir liegen sehe und frage dann nochmal janz honorig, ob er mir mit seine unanständige Pantomine beleidigen will, wobadruf er erwidert, dat er sich eenen Fußtritt ausbittet. „Na,“ dachte ick, „ick bin keen Unmensch und neie Stiebeln habe ick ooch jerade an, nämlich die Winterstiebeln mit die Hufeisen unnern Absatz“ und ick hohle also aus und pfeffere ihm eene Eckliche uf sein Hinnerviertel. Nanu kommt aber's Schönste, wie ick das eckelhafte Jespenst eens uffjebrennt habe, fällt ihm nämlich die Maske vons Jesicht und — hurrjeh — denken Sie sich mal meine Freide, ick erkenne in die fabelhafte Masse meinen ollen Freind, die problemadersche Natur wieder, die mir immer früher Jelegenheiten zu allerhand nette Bemerkungen jejeben hat. Sehen Sie, hier haben Sie sein Bild widder, wie er leibt und lebt:



So hat er sich ooch mir widder repräsentirt, bloß daß er jetzt noch eenen viel unanständigeren Jeruch hat, wie früher und eenen janzen Carpetbag voll Mist bei sich trägt und sich jetzt blos noch eenfach statt problemadersche Natur kurzweg Leopold Mader nennt.

Natürlich habe ick den Menschen, so wie ick ihm nicht mehr als Jespenst aus St. Joseph identificiren konnte, an die Luft jesetzt und rausjeschmissen, wat meine Jöhren zu allerhand schnurrige Bemerkungen Veranlassung gab. So fragte mir z. B. einer von meine Jungen, ob ick vielleicht eenmal Herbergsvater jewesen bin und een anderer meente, et sei doch merkwürdig, dat een mit menschliche Jlieder ausjestattetes Wesen so schafsköppig dumm, wie die proble-mader-sche Natur sein könnte.

Uebrijens hat der kleene Schäker mich später aus St. Joseph eenen Brief jeschrieben, den ick Ihnen mittheilen will. Dat Schreiben lautet:

Hochjeehrter Herr Stachelmeier!

Wie Sie schonste früher manchmal mit Recht behauptet haben, bin ick een janz miserabler und een unjeheuer dummer Kerl. Sie müssen mir dat nich übel nehmen, wenn ick manchmal über Ihne und andere Leute so fürchterlich lüge, ick kann mir dat nich mehr abjewöhnen, dafür bin ick zu alt und zu wenig jebildet. Wie Sie wohl schon wissen habe ick mir hier zum Schöpsredacteur ruffjeschwindelt und bin schon so weit jekommen, dat die Leute mein Bild, das ick Ihnen beifüge,

an alle Straßenecken ankleben. Um nu noch immer berühmter zu werden, muß ick noch immer tiefer sinken, ick weeß nur noch nich, wo der Schmutz am tiefsten is, und wo ick mir am bequemsten rumwälzen kann. Meine Olle is janz glücklich über mir, dat ick so riesige Fortschritte mache und hat mir zu Weihnachten eenen janzen Fuder Schaafsmist versprochen, wenn ick mir recht unanständig uffführe.

Indem ick allerunnerthänigst um Verzeihung bitte, dat ick die Frechheit habe, an Ihnen zu schreiben, erlaube ick mir, janz erjebenst für den mir ausjestellten Fußtritt zu danken und bleibe Ihr erjebenster Jauner.

L. Made.“

Na, daraus werden Sie sehen, daß der Mann ein Ehrenmann is. Ick jloobe, mit mich fängt er nicht wieder an. Für heute will ick man blos schließen, denn meine Kartoffelpfannkuchen sind fertig und die laß ick nich jern kalt werden; wenn Sie mal Appetit haben, können Sie bei mir vorsprechen, Sie jeliebte Rehdachsion, aber zu ville dürfen Sie nich essen, womit ick mir unnerzeichne als Ihr populärer, der nich so een Söffel is, wie Sie un 40 Jlas Bier und 100 Schnäpse seuft-

Stachelmeier,

mit die Pfannkuchen.

Herrscht Leben auf andern Himmelskörpern.

Ueber diese wichtige, vielfach besprochene Frage haben uns neuerdings die Untersuchungen zweier Meteorsteine durch Prof. Wöhler in Göttingen einigen Aufschluß gegeben. Er fand nämlich in den Bruchstücken eines am 15. April 1859 bei Kaba in Ungarn niedergefallenen Meteoriten, dessen ganz ungewöhnliches Aussehen auf eine ungewöhnliche Zusammensetzung schließen ließ, eine kohlenstoffhaltige, leicht schmelzbare Substanz, die mit gewissen fossilen Kohlenwasserstoffverbindungen, den sogenannten Bergwachsarten, Ozokerit, Schererit u. s. w. Aehnlichkeit zu haben scheint und unzweifelhaft organischen Ursprungs ist. Dasselbe war der Fall bei den merkwürdigen Meteorsteinen, welche am 13. Oktober 1838, Morgens 9 Uhr, unter dem furchtbarsten, in weiter Ferne gehörten Donnergetöse im Bokkeveld, ungefähr 15 Meilen von der Capstadt, niederfielen. Diese Steine zeigten von vorne herein durch ihre ungewöhnliche äußere Beschaffenheit Aehnlichkeit mit dem bei Kaba niedergefallenen. Mit dieser jetzt unzweifelhaft festgestellten Thatsache, daß Meteoriten eine durch Wärme zersetzbare Verbindung organischen Ursprungs enthalten, steht die Feuererscheinung bei dem Herabfallen der Steine und die geschmolzene Rinde derselben in keinem Widerspruch. Wir müssen annehmen, daß die Meteoriten sich als feste und nicht als feurigflüssige Massen im Weltraume bewegen: sie sind nur momentan einer hohen Temperatur ausgesetzt, welche nur die Oberfläche, nicht aber die ganze Masse zu durchdringen vermochte. Diese Erhitzung rührt her von dem Widerstande, welchen die Luft, wie allen sich bewegenden Körpern, so auch dem Meteoriten entgegensetzt, und von der Reibung, die in Folge der ungeheuern Schnelligkeit, mit der der Meteorstein der Erde zueilt, entsteht. Wäre es anders, d. h. durchliefen die Meteoriten ihre Bahn im Weltenraume in feurigflüssigem Zustande, so müßte man einerseits Abplattungen an den niedergefallenen Steinen beobachten, und andererseits müßte die Hitze dieser Weltspäne beim Herabkommen auf die Erde so groß sein, daß sie häufig Veranlassung zu Feuersbrünsten hätten geben müssen, denn es stehet fest, daß sehr oft Meteorsteine auf die Dächer von Häusern und die Verdecke von Schiffen niedergestürzt sind, aber von einem dadurch entstandenen Brande hat man bis heute nichts vernommen.

Allerdings ist die Menge der von Wöhler aufgefundenen Substanz organischen Ursprungs nur eine sehr geringe, aber vielleicht ist sie nur ein kleiner Rest von einer größeren Menge, die der Meteorit ursprünglich enthielt, und die durch das Erglühen während der Reise durch unsere Atmosphäre zerstört worden ist. Dafür spricht die Kohle, die sich sonst noch in dem Steine vorfindet; sie kann bei der Zersetzung der organischen Substanz abgeschieden worden sein.

Uebrigens fand schon Berzelius 1835 bei der Analyse des erdigen Meteoriten von Alais eine kohlehaltige Materie und ein braunes Sublimat, von dem er sagt: „Dies ist ein mir gänzlich unbekannter Körper.“ Er war damals noch geneigt, anzunehmen, daß die Meteoriten von einem andern Weltkörper herstammen, und deßhalb warf er in Bezug auf die ungewöhnliche Beschaffenheit jenes Steins die Frage auf: „Enthält dieser Stein wohl Humus oder Spuren von anderen organischen Verbindungen? Gibt dies möglicherweise einen Wink über die Gegenwart organischer Gebilde auf andern Weltkörpern?“ Heute können wir diese Frage mit größerer Sicherheit beantworten. Heute wissen wir, daß die Meteorsteine nicht aus Erdvulcanen, nicht aus dem Monde und nicht aus der Luft, die unsere Erde umgibt, herstammen, sondern aus demselben Weltenraume, in welchem die Planeten rastlos ihre Bahnen durcheilen. Die Meteoriten sind also in Wahrheit Boten des Himmels, die uns Nachricht bringen aus jenen Räumen, die für uns sonst ganz unzugänglich sind. Noch nie haben wir in jenen Fremdlingen Stoffe gefunden, die verschieden sind von denen, welche unsere eigene Erde zusammensetzen. Allerdings ist die Vereinigung dieser Stoffe dort eine so eigenthümliche, wie wir sie auf unserer Erde nirgends wiederfinden, weder in den Gebirgen, noch in den Geschieben oder Gesteinen auf der Oberfläche unseres Planeten, aber dies hindert uns nicht, die Vermuthung Newton's, daß alle Planeten sehr wohl aus denselben Stoffen bestehen können, heute als wohlbegründet anzuerkennen. Zu dieser wichtigen Thatsache gesellen sich heute die Beobachtungen von Wöhler, die darum eine so große Bedeutung besitzen, da sie uns bestimmten Grund zur Annahme eines organischen Lebens auf andern Himmelskörpern geben. Und damit müssen wir uns für heute begnügen.

Napoleon's Hühnchen.

Napoleon pflegte sich auf ein kleines Ruhebett zu legen, und Rustan, der vor der Thür des Zimmers auf einer Matratze lag, bewachte ihn treu. Bisweilen nun geschah es, daß, wenn der Kaiser auf der linken Seite einschlief, er schlechte Träume hatte; dann sprach er im Traume und warf sich unruhig hin und her; Rustan, der immer lauschte, ging dann zu ihm, faßte ihn mit seinen kräftigen Armen und wendete ohne alle Umstände auf die rechte Seite; der Kaiser sagte nichts, denn er wachte nicht auf darüber, sondern schlief ruhig fort; wenn er aber erwachte, was stets früh gegen zwei Uhr geschah, mußte ihm Rustan ein schönes gebratenes kaltes Hühnchen bringen, von dem Napoleon eine Keule oder einen Flügel, oder wohl auch Beide zu essen pflegte. Einmal nun schlief Napoleon etwas später ein als gewöhnlich, und sein Schlaf wurde nicht gehört, da er sich ohne Zweifel sogleich auf die gute Seite gelegt hatte. Zwei Uhr, die gewöhnliche Frühstückszeit, verging, es schlug drei Uhr, Napoleon schlief fort, und Rustan, der viel gewacht u. Hunger hatte, entschloß sich, das nun unnöthig gewordene Hühnchen selber zu benutzen; er fing deshalb an, davon zu essen, und verzehrte es fast ganz; dann trank er einmal dazu, horchte, ob man seiner in dem Nebenzimmer nicht bedürfe, und da Napoleon noch immer gut schlief, machte er sich sein Bett, schlief ein und träumte vielleicht süß. Gegen Morgen, aber noch ehe es Tag wurde, erwachte der Kaiser; er hatte Hunger; ganz leise rief er Rustan; Rustan antwortete nicht; er rief mehrmals, ebenfalls vergebens. Da verlor er die Geduld, sprang aus dem Bette und sagte zu sich selbst: „Wir wollen doch sehen, ob dieser treue Diener so wohl wacht, als er sich rühmt.“ Er ging nach der Thüre zu und öffnete dieselbe leise. Rustan hatte kein Licht. Der Kaiser hörte seinen Mameluken schnarchen, streckte ein Bein über das schmale Bett und wollte über dasselbe hinwegschreiten. Da fuhr aber Rustan auf, packte, ohne erst nach seinen Waffen zu greifen, den Unbekannten am Halse und würgte ihn, während er rief: „Verräther!“ Napoleon konnte kaum Athem schöpfen; endlich aber raffte er seine Kräfte noch einmal zusammen, sank rückwärts nieder, und zog so Rustan nach der nur angelehnten Thüre, wo der Mameluk seinen Kaiser im Scheine der Lampe erkannte. Man kann sich sein Staunen, sein Entsetzen denken; die Thränen rannen ihm über das Gesicht. „Beruhige Dich nur, Du hast nur gethan, was Deines Amtes ist, aber Du greifst nur zu derb zu ...... Ich vergebe Dir, sei also kein Kind. Der beste Beweis, daß Du mir keinen Schaden gethan, ist, daß ich essen will.“ Rustan erschrak jetzt auf andere Weise. „Wie? Um diese Stunde, Ew. Majestät?“ fragte er. „Gibt es für den Hunger eine besondere Stunde? Bringe mir das Hühnchen......“

„Sire, das Hühnchen...“

„Hat man es nicht bereit gesetzt?“

„O ja, Sire, aber das unselige Hühnchen......“

„Hast Du es auch gepackt?“

„Ach Sire......, als ich sah, daß die Stunde vorüber war, als ich das Hühnchen sah.........“

„Hast Du es gegessen?“

„Ach ja, Sire.“

„Da habe ich nur ach! zu sagen. Hast Du es ganz gegessen?“

„So ziemlich......, aber, Sire .....“

„Sire,......Sire .....gehe mit Deinem Sire. Ich will sehen, was Du von dem Hühnchen übrig gelassen hast.“

Rustan ging, um die Ueberreste zu holen, und versuchte den Bruchstücken ein gutes Ansehen zu geben. Napoleon setzte sich unterdeß an den Tisch und wartete mit Ungeduld. Zitternd setzte der Mameluk sein Meisterstück auf den Tisch. Napoleon zählte die Stückchen und schien überrascht zu sein von der Kunst, mit welcher die Ruinen in Ordnung gebracht waren. Er aß und zürnte Rustan nicht.

Die unterbrochene Vermählungs-Ceremonie. In Lyon wurde kürzlich eine Vermählungs-Ceremonie auf seltsame Weise gestört. Braut und Bräutigam stehen vor dem Altar; eben will der Geistliche das ewig bindende Band knüpfen, da drängt sich ein weinendes Kind durch die Menge, eilt auf den Altar zu, umklammert die Braut und begrüßt sie mit dem freudigen Zuruf: „Mutter, Mutter!“ — Die Braut erschrickt, der Bräutigam stutzt, die ganze Versammlung geräth in Aufregung; nur das Kind behält seine Ruhe und drückt in tausend Liebkosungen seine Freude über das Wiederfinden der Mutter aus. Die Eltern des Bräutigams treten hinzu und verlangen eine Erklärung: die Braut betheuert ihre Unschuld, der Bräutigam verwahrt sich gegen eine solche Mitgift, kurz, man ist nahe daran, in Streit zu gerathen und das Band zu zerreißen, ehe es noch geknüpft war. Da erscheint eine Frau in der Kirche, erblickt das Kind und erkennt freudig ihren Jüngsten, der ihr in dem Gedränge vor der Kirchenthür abhanden gekommen war. Natürlich klärte sich nun Alles auf und die Ceremonie wurde zu Ende geführt.

Eine alte Fabel.

Das Nachstehende ist eine alte Geschichte, wie sie vor langer, langer Zeit „Aesop“ erzählt hat. Sie steht in keiner Beziehung zur Gegenwart:—nein, durchaus nicht. Aber trotzdem sei sie doch wieder einmal erzählt.

Der Igel war eines Tages im Gebüsch, um wilde Aepfel zu sammeln, als er plötzlich ein Geräusch im Laub vernahm, und als er sich umwandte, sah er, wie sein alter Freund, der Fuchs, in raschen Sätzen auf ihn zueilte. Schnell wie der Blitz nahm der Igel seine Zuflucht zu der alten Praxis: er rollte sich zusammen, so daß die Stacheln nach allen Seiten standen und der Fuchs ihm Nichts anhaben konnte. Der Fuchs aber dachte, er wollte es doch ein wenig versuchen, und so entspann sich folgendes interessante Gespräch:

Der Fuchs. Wie geht es, Freund Igel? Bin so erfreut, Sie wieder einmal zu sehen. Habe so lange nicht das Vergnügen gehabt—wie geht es denn?

Der Igel. Ganz gut—ich befinde mich wohl und—sicher.

Fuchs. Was haben Sie gesagt, mein lieber Igel? Konnte Sie nicht gut verstehen. Es ist offenbar eine böse Gewohnheit von Ihnen, die Nase so in den Bauch zu vergraben, daß Niemand verstehen kann, was Sie sprechen. Warum benehmen Sie sich nicht, wie es einem Manne zukommt? Warum treten Sie nicht vor mich, blicken mir in's Auge und reichen mir die Freundeshand?

Igel. Sie scheinen großes Verlangen nach dieser Freundeshand zu tragen, aber nichtsdestoweniger ziehe ich es vor, sie nicht auszustrecken, sondern in meiner Loge zu verharren.

Fuchs. Aber, mein lieber Igel, Sie scheinen ein Herz von Stein zu haben und niemals ein kleines Mißverständniß vergeben zu wollen. Es will mich fast bedünken, Sie seien kein guter Christ, denn wenn Sie so fleißig in der Bibel läsen, wie ich, würden Sie Ihr Unrecht bald einsehen. Wie lang soll diese Feindschaft zwischen uns noch bestehen? Wie lang wollen Sie die zartesten Gefühle eines treuen Herzens noch verletzen durch ein solches Mißtrauen?

Igel. Waren Sie es nicht, der vor einigen Jahren alle meine Söhne ermordete?

Fuchs. Aber mein Gott, es geschah ja nur aus einem Mißverständniß. Ich war damals der Meinung, ich hätte ein Recht es zu thun. Aber seitdem bin ich ja Ihr guter Freund geworden.

Igel. Vor einigen Tagen ist ein anderer Igel im Gebüsch getödtet worden. Ich untersuchte die Spur—es war die eines Fuchses.

Fuchs. Nicht meine—ein anderer muß es gethan haben.

Igel. Vor zwei Nächten fand ich den Kopf meines armen Freundes, des Hasen, und die Spur war wieder die des Fuchses.

Fuchs. Nicht meine—es war sicherlich ein anderer.

Igel. Diesen Morgen erst fand ich die Federn meines alten Kameraden, des schwarzen Hahnes, und wiederum — die Spur des Fuchses. Wie steht es damit?

Fuchs. Das muß wieder ein Anderer gewesen sein, denn ich—

Igel. Nun schauen Sie her, mein theurer Freund: wenn Sie das wieder nicht waren, so scheint es mir, daß ein jeder von Euch immer der andere ist, und dieser unscheinbare Umstand mag mich denn auch in den Augen eines so erprobten Freundes, wie Sie entschuldigen, daß ich meine Bajonette, wie Sie meine Stacheln zu nennen belieben, für alle Fälle in Bereitschaft halte, und ich versichere Sie, daß dieselben sich niemals gegen Sie kehren sollen, wenn Sie sich nicht gegen sie kehren. Und damit Gott befohlen, mein werther, mein theurer und guter Freund.

Fuchs. Infamer Carpetbagger! Miserabler Scallawag! (Zieht ab.)

Die einträgliche Contrebande. Ein armes Mädchen passirte oft die Douanen-Linie bei C. mit einem Kinde an der Brust. Endlich wurde es verrathen, daß das Kind mit verbotenen köstlichen Stoffen umwickelt war. Die Douaniers paßten nun genau auf, aber das Mädchen kam nicht wieder. — Ein anderes Mädchen dagegen, die ihr Kind gern auf gute Art los sein wollte, kam bald darauf mit demselben an die Linie, that sehr furchtsam und wurde angehalten. Man nahm ihr das Kind, sie selbst aber entkam unter der Menge der herzugeeilten Menschen. Begierig untersuchten nun die Herren ihre Beute, fanden aber Nichts, als einen recht gesunden starken Jungen, den sie nunmehr erziehen lassen mußten, und welchem sie zum Andenken den Namen Pierre Contrebande beilegten.

Was ist Nichts. Nichts ist ein Loch ohne Peripherie.

Nichts ist der Positiv von gar Nichts und der Superlativ aller Armseligkeit.

Nichts ist ein Stutzer, wenn seine Kleider in dem Schranke hängen.

Nichts ist ein Ding ohne Anfang und ohne Ende, das nicht ist, nicht war und nicht sein wird.

Nichts ist ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.

Nichts ist noch sehr Viel, obgleich sehr Viel der Gegensatz von Nichts ist.

Ein sonderbarer Schlafbursche.

Eine in einem Keller wohnende Handwerkerfamilie in Berlin sollte kürzlich ihre Wohnung verlassen, da begegnete ihr das Unglück, daß der Hausvater und Ernährer am Tage vor dem Auszuge starb. Wittwe und Waisen waren noch in der tiefsten Trauer, als ihr Nachfolger im Keller bereits an ihre Thür klopfte und Räumung seiner Wohnung verlangte. Jetzt machte man sich schnell darüber her, die Wirthschaft einzupacken, wohin sollte man aber mit dem todten Vater? Schon das Fortschaffen der Leiche war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Da, in der größten Noth, zeige sich der neue Kellerbewohner gutherzig. Er nahm von der Wittwe 10 Silbergroschen und erlaubte dafür, daß sein todter Vorgänger bis zum nächsten Tage in seiner alten Schlafstelle blieb. Darauf zogen Mutter, Kinder und Wirthschaft ab. Am nächsten Tage erschien jedoch keiner der Angehörigen wieder, um den Gatten und Vater abzuholen, ja auch der nächste und dritte Tag verging und noch immer blieb die Leiche fremden Händen überlassen. Darüber ärgerte sich der unfreiwillige Todtenbewahrer so sehr, daß er der Leiche gar keine Ruhe ließ. Bald wurde sich in diesen, bald in jenen Winkel gelegt, aber sie war überall im Wege, bis endlich am vierten Tage nach dem Auszuge die Wittwe des Handwerkes vor dem Keller erschien und den Leichnam zum Begräbniß abholen wollte. Damit war nun zwar der neue Kellerbewohner ganz einverstanden, er verlangte jedoch vorher von den Zunftgenossen des Todten die Bezahlung eines dreitägigen Schlafgeldes, da ihm, wie er sich naiv ausdrückte, nur für eine Nacht Schlafgeld bezahlt worden, und erklärte, als man ihm Seitens des Leichengefolges alle Ansprüche abstritt, daß er dann die Leiche zurückhalten werde. Die Forderung rief einen Zwist hervor, und bald die ganze Umgegend des Kellers in Aufruhr brachte und trotz des traurigen Falles in die größte Heiterkeit versetzte, denn ein solcher Vorfall war in dem sonst so ereignißreichen Berlin noch gar nicht vorgekommen. Schon wollte das Handwerk, dem die Forderung doch gar zu ungerechtfertigt vorkam, sich mit seinem Leichenwagen wieder von dannen begeben, als dem Gläubiger die Leiche einfiel, daß er ja dann noch länger sein Pfand behalten müsse; er ließ daher schnell von seiner Forderung ab, gab seinen eigenthümlichen Schlafburschen heraus, und so wurde dem im Tode fast noch mehr wie im Leben umhergestoßenen Handwerker endlich die ewige Ruhe zu Theil.

Falsche Ohnmacht. Eine junge Frau, die im Rufe starker Koketterie stand, aß in Gesellschaft bei einer Freundin. Sie hatte es sich gut schmecken lassen, allein kaum war sie vom Tische aufgestanden, so fiel es ihr ein—was kommt einer Kokette nicht Alles in den Sinn?—in Ohnmacht zu fallen. Man bringt sie sogleich in das Schlafzimmer der Frau vom Hause und legt sie auf deren Bett. Man lös't ihr den Gürtel auf, besprengt sie mit Salzen, Geistern, Alles umsonst, sie bleibt unbeweglich. In der That mochte sie sich wohl das schöne Bild recht lebhaft denken, welches sie auf diesem seidenen und mit Spitzen geschmückten Lager den Blicken gab. Ein boshafter Spötter bemerkte leise, daß diese seinsollende Ohnmacht nichts als ein geistreiches Mittel sei, Siesta zu halten, und er wolle sogleich auch auf eine Kanapee in Ohnmacht fallen. Die Frau vom Hause fand endlich die Sache überlästig; die Gesellschaft war gestört, und um der Schönen eine Falle zu bereiten, sagte sie nichts als die Worte: „Wissen Sie, was Sie krank gemacht hat? Ihre Haare sind zu fest gesteckt, wir müssen die Zöpfe aufmachen.“ Dies wirkte zauberhaft. Sogleich brachte unwillkührlich die Ohnmächtige ihre Hände zum Kopfe, um ihre falschen Flechten gegen jeden das Geheimniß bedrohenden Angriff zu vertheigen, und sich stellend als komme sie plötzlich zu sich, sprach sie mit schwacher Stimme: „Wo bin ich?“

„Bei mir,“ erwiederte schnell die Hausfrau, „allein der Wagen ist da und in fünf Minuten werden Sie in Ihrer Wohnung sein.“

Die Nutzanwendung, die man hieraus ziehen kann, ist: daß man bei falschen Ohnmachten stets ächte Zöpfe haben müsse.

Unausrottbare Branntweinsucht. — Eine Frau zu Richmond (in England, dem Lande der Mäßigkeits-Vereine) war in Folge ihres unmäßigen Trinkens dem Tode so nahe, daß ihre Angehörigen schon ein Leichentuch für sie anfertigen ließen. Sie erholte sich aber, und ihre erste Handlung war der Verkauf des Leichentuches, um für das Geld Branntwein zu holen. — Bleibt da wohl noch ein Mittel zur Heilung in Aussicht?

Die Einkünfte der vier Brüder Rothschild in Europa betragen jährlich 9 Millionen Thaler, oder jede Stunde eintausend Thaler.

Seltene Höflichkeit. Herr zu einer auf dem schlechten Pflaster niedergefallenen Dame: „So stehen Sie man doch blos 'mal auf, Sie liegen mir im Wege.“

Die leere Wiege.

Dort im stillen Kämmerlein
Sitzt die Mutter nun allein,—
Ach!—sie trauert;—dann und wann
Schaut die leere Wieg' sie an.

In dem Bettchen, zart und fein,
Schlief ihr Herzens-Söhnelein;
Und legt' Abends sie's zur Ruh,
Sang sie ihm ein Lied dazu.

Doch nun ist's so still umher—
Stille, denn die Wieg' ist leer;
Leise seufzt die Mutter nur
Zu dem „Tick" und „Tack" der Uhr.

Und wenn's Abendroth erscheint,
Dann die Mutter leise weint,
Denn durch ihre Seele zieht
Noch ein süßes Wiegenlied.

Eine Conspiration gegen die Sperlinge.

Am 6. April fand in Melbourne, unter dem Vorsitze des Parlaments-Mitgliedes Mr. J. T. Smith, ein Meeting der Victoria Horticultural Society statt, auf welchem über das Schicksal der Sperlinge debattirt und beschlossen werden sollte.

Es ist vielleicht bekannt, daß schon seit längerer Zeit von der in der australischen Colonie Victoria bestehenden Acclimatisation-Gesellschaft, nützliche Vögel, Rebhühner, Amseln, Drosseln, Staare, Hänflinge, Goldammern &c., vor allem aber Sperlinge, aus England importirt werden, und im Parlament ging zum Schutz derselben ein Gesetz durch, welches auf das Einfangen und die Tödtung eines Sperlings eine Strafe von einem Pfund Sterling (ca. 6 Thlr. 24 Sgr.) setzt.

Das australische Klima behagt den befiederten Einwanderern ganz vortrefflich und sie haben sich in großer Menge vermehrt. Die Sperlinge scheinen aber an den schönen, frühgereiften Früchten, namentlich an den Weintrauben, außerordentlichen Geschmack zu finden und sollen — so sagen wenigstens ihre Feinde — in den Gärten einen wahren Vandalismus anrichten. Es wurde daher auf dem vorhin erwähnten Meeting von einem Mr. Search der Antrag gestellt, daß in Folge der großen Verluste, welche die Winzer und Obstgärtner durch die von der Acclimatisationsgesellschaft importirten Sperlinge zu erleiden hätten, die Versammlung beschließen wolle, dasselbe möge seinen Schützlingen den gesetzlichen Schutz wieder entziehen. Mr. Search wies in seiner weiteren Begründung nach, daß diese kleinen Diebe immer gerade die feinsten Sorten unter den Trauben auswählten und die Weinstöcke vollständig leerten. Der Vorsitzende selbst erklärte, daß in diesem Jahre—die Weinernte ist nämlich in Australien im Februar und März—9/10 seiner schönsten blauen Trauben eine Beute der Vögel geworden.

Es ging auf dieser Versammlung den armen Sperlingen, wie einst dem Reinecke Fuchs, denn jeder hatte bittere Worte der Anklage gegen sie vorzubringen. Nur ein Mr. Ferguson erhob seine Rede zu Gunsten der schwer Bedrängten. Er zeigte einen kleinen Vogel, in Australien White-Eye (Weißauge) genannt, vor, den er in seinen Gärten gefangen und der insbesondere zur Zeit der Fruchtreife aus dem Innern Australiens in großen Schaaren eintreffe, im Winter, d. h. zur Regenzeit, aber wieder fortziehe. Dieser Zugvogel, welcher das letzte Jahr ungewöhnlich zahlreich erschienen, sei es, der den Früchten so ungeheuren Schaden zufüge, indem er alles, was er davon vorfinde, vertilge. Den Sperling jedoch müsse er, Mr. Fergusen, für durchaus harmlos erklären, und die Anklage gegen denselben sei in der That schlecht begründet. Aber die Kunst und Kraft seiner Rede vermochte den Sperling nicht zu retten, es wurde abgestimmt und mit allen Stimmen gegen eine die Petition beschlossen.

Mittlerweile rüsten sich auch die Sperlingsfreunde in der Colonie Victoria zum Kampfe, und es steht wohl außer Frage, daß das Parlament seinen bisherigen Schützling nicht aufgeben wird.

Soldaten! Es wird ein harter Kampf werden, es gebt Mann gegen Mann! Ihr werdet mir Ehre machen, hoff' ich!

Herr Major! Se verzeih'n, Sie haben doch gesagt, es gebt Mann gegen Mann, möchten Sie mir nich meinen Mann zeigen? vielleicht kann ich mir in Güte mit ihm abfinden.

Einen guten Witz verübte ein Student bei dem kürzlich abgehaltenen Stiftungsfest der Universität Bonn. Der sehr fromme preußische Cultusminister Mühler hatte soeben einen sehr ernsthaften und würdevollen Toast vom Stapel gelassen, als ein Student die Musiker veranlaßte, mit der Melodie des von Mühler in seiner Jugend, als er noch kein großes Kirchenlicht war, gedichteten, allbekannten Liedes: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus", im Tusch einzufallen. Alles begriff den Witz sofort und fiel im vollen Chor ein, und der Prinz von Preußen, der selbst in Bonn studirt hat, hielt sich den Bauch vor Lachen. Mühler saß verdutzt dabei.

Im Vorzimmer einer Kunstreiterin.

Während die bekannte unlängst verstorbene Kunstreiterin Adah Menken im London Circus Vorstellungen gab, schickte Marc Fournier, der Director des Pariser Theaters Porte Saint Martin, seinen Secretär Lafargue nach London, um mit der Künstlerin wegen einiger Gastrollen zu unterhandeln. Lafargue meldete sich gleich bei seiner Ankunft bei Miß Menken an und wurde auf den nächsten Tag um vier Uhr Nachmittags zu einer Unterredung bestellt. Zehn Minuten vor vier Uhr stand er am folgenden Tage pünktlich in dem Vorzimmer der Reiterin u. wurde ersucht, einige Augenblicke zu warten; er setzte sich also hin, wartete und wartete, aber nachdem eine gute halbe Stunde verflossen, war seine Geduld zu Ende und er ließ eine auf dem Tische stehende Glocke in lauten Schlägen ertönen. Sofort erschien eine Kammerfrau, sagte aber kein Wort, sondern stellte auf das Tischchen vor Lafargue eine Flasche Pale Ale nebst einem Glase, worauf sie schweigend wieder verschwand. Die Nutzanwendung war leicht genug zu verstehen; der Secretär geduldete sich noch eine Weile und leerte die Flasche allmälig; nachdem jedoch abermals eine reichliche halbe Stunde vergangen war, ohne daß Jemand erschienen, um ihn zu rufen, berührte er auf's Neue mit Heftigkeit die Glocke. Wieder trat die Kammerfrau herein, dieses Mal mit einem großen Präsentirteller beladen, auf dem eine Kanne mit würzig duftendem Thee rauchte, dazu ein Teller mit Butterbrod und Fleisch und mehrere Fläschchen mit verschiedenen feinen Liqueuren, was sie mit einer schweigenden Verneigung vor dem Wartenden hinstellte. Dieser stummen Beredtsamkeit vermochte Lafargue nicht zu widerstehen und gab abermals seinen Stolz preis, indem er die guten Dinge verzehrte. Als der Thee jedoch getrunken, die Sandwiches gegessen und das dritte Glas Liqueur hinuntergestützt worden, was wieder eine halbe Stunde in Anspruch genommen, bekam die Ungeduld wieder die Oberhand und er stürmte wie rasend in die Glocke, indem er halblaute Flüche vor sich hin murmelte. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Salons und eine Dame in höchst extravaganter Toilette erschien auf der Schwelle; es war Miß Adah Menken, die mit flüchtigem Gruße sagte: „Es thut mir sehr leid, lieber Herr, daß ich Sie so lange warten lassen mußte, aber ich war bei meiner Toilette, ich empfange heute die fine fleur der englischen Aristokratie zum Diner und kann deshalb heute unmöglich mit Ihnen sprechen." Lafargue hörte diese Worte, halb erstickt vom Zorne und den Sandwiches, dann rännte er fort und reiste gleich mit dem nächsten Zuge nach Dover, um nach Paris zurückzukehren, da er sich dieser Geduldsprobe nicht nochmals aussetzen mochte.

Des strengen Vaters Enterbung. Der Schauspieler D. in S. war als ein leichter, lockerer Patron bekannt, der das Leben zu genießen verstand, sich nur um das Heute, nie um das sorgenvolle Morgen kümmerte, und daher am Ende eines jeden Monats seine Rechnung über Ausgaben und Einnahmen mit der rundesten aller Summen, mit Null abschloß.

Obwohl gut engagirt, hatte er nie etwas erspart, im Gegentheil steckte er immer in beträchtlichen Schulden. Es begab sich nun eines Toges, daß seine hoffnungsvollen, oder besser gesagt, hoffnungslosen Söhne, ein paar stämmige wilde Buben, die hochgräflichen Söhne des in demselben Hause wohnenden Ministers von A. tüchtig geprügelt und mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatten. Seine Excellenz waren über den desolaten Zustand ihrer Herren Söhne ganz außer sich, und schickten sogleich ihren Kammerdiener zu dem Schauspieler mit einem derben Verweise und der diplomatischen Forderung einer eclatanten Satisfaction durch exemplarische Bestrafung seiner Söhne.

D. hört den Kammerdiener ruhig an und sagt dann ganz außer sich: „Entsetzlich! solch' einen Frevel haben meine Söhne begangen, das ist schrecklich, das ist gräßlich, das ist himmelschreiend! Dafür müssen sie bestraft werden, daß sie ihr ganzes Leben daran denken.—Aber sagen Sie mir, Herr Kammerdiener, gibt es eine Strafe, die für ein solches Verbrechen groß genug wäre?"

„Seine Excellenz," sagte achselzuckend der Kammerdiener, „dringen auf strenge Bestrafung."

D. ging einige Male im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er vor dem Kammerdiener stehen, sein Gesicht verklärte sich, und mit Pathos rief er aus: „Halt: ich hab's!—Sagen Sie Seiner Excellenz, ich werde meine Söhne, zu seiner Genugthuung, grausam bestrafen — ich enterbe sie!"

O! Ein einziger Laut und doch ein vollständiges Wörterbuch der Liebe. Sehnsucht, Schmerz, Entzücken wird, besser als durch bändereiche Romane, durch ein einziges O! ausgedrückt. Ein Liebhaber, der nicht weiß, was er sprechen soll, ruft: O! — worauf die Geliebte sehr sinnreich antwortet: O! — In der Liebe heißt es, wer A sagt, muß auch O sagen.

Die Ehe.

Hat ein sorgsamer Familienvater endlich eine Tochter an den Mann gebracht, so ruft er aus: „Gott sei Dank, Eine ist versorgt!"

Die Ehe ist eine Versorgungsanstalt für ausgewachsene Töchter!

In der Ehe beweis't der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweis't nichts und behauptet Alles.

Die Ehe ist ein Krieg, schon deßhalb weil die Männer, die heirathen wollen, „Werber" heißen.

Die Ehe ist das Grab der Liebe, und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf.

Die Ehe ist eine Komödie! Am meisten wird das Stück aufgeführt: „der häusliche Zwist;" es wird alle Tage zum letzten Male gegeben, und wird am andern Tage auf allgemeines Verlangen wiederholt. Aber wenn die Ehe ein Trauerspiel ist, oder ein Lustspiel, wer bekommt die Tantième für die Vorstellung, der Mann oder die Frau? Der Mann, denn bei der Frau sind alle Vorstellungen umsonst.

Man sollte jedem Manne am Tage seiner Heirath einen Leichenstein setzen, mit der Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt erst eins, dann beide Augen zu!"

Ein Gewitter in der Ehe ist, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei ist das oft darauf folgende nasse Wetter!

Es hat ein Schriftsteller ein drei Bände starkes Werk herausgegeben, unter dem Titel: „Von den Freuden und vom Verdrusse in der Ehe." Das Kapitel von den Freuden nimmt 2 Seiten ein, den Rest der drei Bände füllt der Verdruß aus.

Addison's Spectator erwähnt einer alten Stiftung, laut welcher jedes Ehepaar, das sich das ganze Jahr hindurch nicht gezankt hatte, zur Belohnung des häuslichen Friedens ein Spanferkel erhielt. Doch soll im Laufe eines ganzen Jahrhunderts nur ein Paar dieses Preis-Spanferkel errungen haben, und auch mit diesem einen Paare hatte es eine besondere Bewandtniß: der Mann war blind und die Frau stumm! „Solche Ehen sind die glücklichsten!?"

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, darum sind die Eheleute nach der Hochzeit wie aus dem Himmel gefallen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen und auf der Erde vollführt, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, heirathen jetzt unsre Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden! da finden sie den Weg hin, aber in den Himmel! Kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen?

Ein geplagter, aber dennoch launiger Ehemann beschreibt sein Eheleben folgendermaßen als ein Spiel: „Da meine Frau stets ihr Spiel mit mir hat, so könnte ich meine Ehe ein Damenspiel nennen, allein dazu ist nur Ein Stein da, und der liegt mir auf dem Herzen. Manchmal wird es ein Billardspiel, wobei ich meiner Frau nie etwas vorgeben kann, sondern immer nachgeben muß; doch bin ich stets der Geschlagene, wenn sie sich nicht einmal verläuft, und gewinne ich auch in seltenen Fällen etwas, so geht es gleich wieder contra, und ich bereue es nur, mit meiner Frau eine Parthie gemacht zu haben. Sehr oft glaube ich Piquet mit ihr zu spielen, denn sie macht mich nur zum Sechziger, und dennoch klagt sie fortwährend, sie habe sich verworfen. Spielen wir vierhändig Musik, so fehlt alle Harmonie, und sie ist selten gut gestimmt, zieht dabei täglich andere Saiten auf und macht mit mir die schwierigsten Passagen, denn sie ist tactfest und hat einen guten Anschlag der Finger."

Man sprach in einer Gesellschaft davon, daß ein Mann, weil er drei Frauen geheirathet, zum Tode verurtheilt worden. Viele fanden die Strafe zu hart. Da rief ein Misogyn entrüstet aus: „Zu hart?—Er hätte schon bei der ersten Ehe so bestraft werden sollen."

Das Regiment Israelowski. In einem Briefe an den Kaiser Joseph vom 10. December 1787 erzählt der Prinz der Ligue einen pikanten Einfall des Fürsten Potemkin. Dieser allmächtige Günstling ging damit um, ein aus Juden bestehendes Kavallerie-Regiment zu errichten. — Während de Ligue's Anwesenheit war schon eine Schwadron fertig. Letzterer weidete sich an dem Anblick der Armee, weil sie mit ihren langen Bärten, vor Furcht zitternd, zu Pferde stiegen, auf kurzen Steigbügelriemen kauernd saßen und verstört umherblickten, während sie die langen Lanzen horizontal und bebend vor sich hin hielten. Er meinte sie wollten imponiren und für Kosacken gehalten werden. Das Regiment hieß „Israelowski."

Der rechte Esel. Als ein Meister mit seinem Gesellen in Streit gerathen war, schrie er in Wuth: „Wenn Er glaubt, Er habe einen Esel vor sich, so kommt Er bei mir zum rechten."

Das Ohrenwermchen.

Nu sähe Se mal, nu härn Se mal, mer haben nämlich außer unser Stube und de Kammer noch e Stibchen, und da sagt ich zu meiner Frau: „Herrschte, sagt ich, mer zwee beeden brauchten das Stibchen ooch nich, weeßte, das kennten mer vermiethen."

„Siehste, mei Gottlieb, das mach' Du ganz wie Du denkst," sagte meine Frau, „ich habe nischt dergegen."

Ich ging also uf de Exbedition vons Tageblatt und ließ mei Stibchen inricken. Nu sähn Se mal, nu härn Se mal, als ich eenes scheenen Mittags mein Schälchen Kaffe trinke (meine Frau saß gleich näber mir und trank ooch ihren Kaffee), da kummt uf eemal e Mann herein—nich en gewöhnlicher Mann, nee ein ganz respektirlicher Herr herein und fragt mich: „Hären Se, haben Se nich e Stibchen zu vermiethen?"

„Ja," sagt ich, das haben mir zu vermiethen; ich und meine Frau (da macht er eene Verbeigung vor meiner Frau, ganz wie e anständiger Herre) wir zwee beeden brauchen das Loschieh nich so groß und da wollten mers vermiethen." Nun sähn Se, der mieth's Loschieh und mer vertragen uns ganz gut. Das machte mich zwar etwas ufstitzig; wie der erschte Monat herum war, da dacht ich, er werde zu mir kommen und sagen: „Härn Se, hier haben Se das Geld vor's Loschieh," aber er kam nich; nu, dacht ich, wer weeß, was ihm vielleicht vor e Malheer gepassirt is; er werd's schon bezahlen, e anständiger Herr is es. Nu ging aber ooch der zweete Monat um, und wie der vorbei war, da nehm ich mir e Herze und fragte'n: Härn Se, Se bezahlen wohl vierteljährlich?

„Ja, Herr Mondschädel," sagt er da, „ich bezahle, wenn ich das Loschiehgeld berichtige vierteljährlich."

Nu, dachte ich, da kriegste was uf eenen Haufen, da kannste Deinem Weibsen was dervor koofen. Wie nu der dritte Monat bald um is, da begegnete er mir uf der Treppe und ohne daß ich ihn angeredet habe, sagte er zu mir: „Was wünschen Se, Herr Mondschädel?" Wie ich nu entgegnete, daß ich gar nischt gemeent hätte, reckt er sein Ohr abermals ganz nah an meinen Mund und fragt: „Wie meenen Se, Herr Mondschädel?"

Nu ich denke, der Teifel hatten in der Nacht toob gemacht, ich werde eeklich und schreie (und wenn ich eeklich bin, da schrei ich wie ein Ochse) ich schreie also: „Ich meene gar nischt!" Nu sähn Se mal, nu härn Se mal, da lacht der Kerl u. sagte: „Aber härn Se, Herr Mondschädel, das is ooch kee Wunder, in ihrem Loschieh sein ja Ohrwermer." Nu sähn Se mal, ich wußte nich, wie das mit enander zusammenhängen sollte; er erklärte mer es aber und sagte, daß Ohrwermer gefährliche Thiere sein, die eenem in's Ohr kriechen, das mer dran sterbt; nu sagt er, daß er sich aus Forcht die Ohren mit Watte zugestoppt habe, und daß er mer das ooch riethe; nu hatt' er gedacht, daß ich was zu ihm sagen wollte, weil ich gerade mit dem Maule gewackelt hatte, als er vorbei ging, und das konnt' er doch nicht verstehen, weil er die Ohren voll Watte gestoppt hatte. Nu sähn Se, ich war ganz bleich vor Furcht und Entsetzen und sagte, daß ich nur gleich zurück zu meiner Sophie gehen wollte und Watte in's Ohr stoppen. Wie ich zu meiner Frau komme und sag's ihr, da wollte se's erscht nich globen, aber endlich ward se ooch ängstlich, holte eene Tafel Watte und sagte: „Siebste, mei Gottlieb, nu stoppe ich Dir Watte in's Ohr und Du stoppst mir Watte in's Ohr und da sind mer alle beede sicher." Nu sähn Se, mer zwee beede stoppen uns die Ohren so voll, daß ooch nich een Luftlöchelchen ibrig blieb und meine Frau nischt hört und ich ooch nischt höre und mer alle zwee Beide zu Bette gehen und einschlafen. Nu sähn Se mal, nu härn Se mal, während mer Beede so mit zug stoppten Ohren schlafen, kummt das Luder in unsere Kammer und nimmt meine Uhr, e paar Groschen Cenzeines, die ich gerade in meiner Geldportemonaietasche habe und meiner Frau ihre Brosche, packt seine Sachen zusammen und reißt aus. Nu sähn Se mal, nu härn Se mal! Von Ohrenwermern hab' ich im ganzen Loschieh noch nix gesehen. Und so en mausiges Luder nennt man ooch noch Industrie-Ritter!

Der Silberschatz des Rathhauses zu Lüneburg, welcher einen Werth von mehr als 200,000 Thalern repräsentirt, soll nach dem Beschlusse des Magistrats jetzt verkauft werden. Die Nachfrage nach den antiken Silbergeräthschaften ist in jüngster Zeit so bedeutend und sind die Angebote so hoch gewesen, daß es im Interesse der Stadt liegt, den Silberschatz zu —versilbern.

Befehlen. Man bedauerte einen Greis, daß er jetzt so manche Genüsse seines früheren Lebens entbehren müsse. Mit munterer Laune versetzte er: „Dafür habe ich jetzt weit mehr zu befehlen, wie ehemals."

„Wie so?"

„Mein Bedienter läßt sich jetzt jede Sache wenigstens sechsmal sagen, ehe er sie thut."

Originelle Correspondenz.

Durch unseren originellen Correspondenten sind wir in den Stand gesetzt nachfolgend bereits eine eingehende Beschreibung des Denkmals zu liefern, welches der pariser Gemeinderath dem kaiserlichen Prinzen auf Veranlassung des Herrn Haußman zu setzen beschlossen — — worden.

Auf einem mächtigen achtseitigen Sockel von Mohrrüben-Bonbon-Masse erhebt sich das 4 seitige Fußgestell aus französischem Gewürz-Pfefferkuchen, zwischen den vorspringenden Consolen an der Vorderseite die Widmungs-Inschrift nebst dem Motto:

Schmeckst du prächtig!

an den drei übrigen Seiten die Namen verdienter Unter-Sextaner der Jetztzeit tragend.

Die vier Eckfiguren stellen allegorisch die Kardinaltugenden der Neu-Napoleoniden dar. Rechts vorn ist die Keuschheit in der heiligen Theresa verbildlicht; ihr gegenüber thront die Ehrlichkeit repräsentirt durch die Gebrüder Pereire; die dritte Ecke nimmt Granier von Cassagnac als Repräsentant der Ritterlichkeit ein, während die vierte als Symbol der Wachsamkeit einen Nachtwächter trägt, unter welchem sich die hervorragendsten Minister und kaiserlichen Räthe der gegenwärtigen Periode befinden.—

Auf diesem Sockel baut sich aus weißen, katharischen Zuckerkannt der herrliche Hauptwürfel des Denkmals auf, dessen 4 Seiten-Felder Scenen aus dem Leben des Thronfolgers zur Anschauung bringen.

Auf dem ersten Felde erblicken wir den Prinzen in der hohen Wiege, den hohen Lutschbeutel im allerhöchsten Munde; vorn wird ihm von seinem allerhöchsten Vater der Groß-Cordon der Ehrenlegion umgehängt, währed hinten Alles vergoldet erscheint—durch die aufgehende Sonne. — Das zweite Feld zeigt uns den jungen Helden auf dem Wasser, wie er soeben aus dem Kahn kühn in die Fluthen stürzt und durch die allerhöchste Mutter nur mühsam von weiterem Vordringen zurückgehalten werden kann.— Die volkswirthschaftlichen und finanziellen Anlagen des Prinzen haben wir auf dem 3. Felde Gelegenheit zu bewundern. Mit welcher Kennermiene prüft er die bei der Kuchenfrau ausgelegten Fleischpastetchen nach Größe und Gewicht!—wie ernst und nachdenkend ruht sein Blick auf dem Zwei-Sou-stück in seiner Hand, gleichsam erwägend, mit wie vielen Pastetchen sich wohl ohne Rest dahinein dividiren lassen würde!

Auf dem vierten Felde endlich tritt er uns als der Vertreter und Beschützer der Wissenschaften entgegen; es ist dazu vom Künstler mit feinem Verständniß und echt poetischer Auffassung der Moment gewählt, an welchem der Prinz soeben mit seinen Schularbeiten fertig geworden ist und zur Belohnung aus der Hand des zufriedenen Lehrers ein großes Stück Nußtorte erhält.

Was nun das Standbild selbst betrifft, so ist dasselbe in meisterhafter Vollendung aus Apfelsinenflammeri gegossen, und zeigt den Prinzen hoch zu Hunde in der einfachen aber kleidsammen Tracht seines Alters—mit sogenannten Pumphose — hinten zum Zuknöpfen eingerichtet; aus dem Raum zwischen dem ersten und dritten Knopf scheint sich unbemerkt ein kleiner Zipfel hervorstehlen zu wollen, der in antikrömischer Schrift das Wort „Verfassung" trägt. Ein Dreimaster mit einfacher Puschel deckt das edelgeformte Haupt und an der Seite zittert der kleine Säbel muthig in die Scheide.

Die Rechte des Prinzen hält an einem Bindfaden einen sogenannten Zappelkasper (das Symbol der unbegränzten Liebe und Gewalt seinem treuen Volke gegenüber!)—während der Daumen der linken nachlässig, doch nicht ohne einen gewissen Ausdruck stillen Wohlbehagens zwischen den leichtgeöffneten Lippen ruht!—

Der Hund (— ein Cabinetstück der bildenden Kunst —) auf dessen Halsband der Name „Nero" in erhabenen Lettern sichtbar ist, scheint sich seiner weltbeglückenden Last bewußt; den Kopf trägt er hoch erhoben — der rechte Vorderfuß ruht triumphirend auf dem Nacken eines wimmernden Demokraten und ein unter dem stolzen Schweif befestigtes Täfelchen, verkündet die letzten Großthaten des Kaiser-Vaters: Mexiko — Luxenburg Rom! —

Stadt-Bier. Ein Jude hatte das Fieber und klagte seinem Arzte, daß er beständig heftigen Durst leide. Der Arzt erkundigte sich, was er wohl am liebsten trinken möchte. „Bier," versetzte der Patient.—„Nun gut, so lassen Sie sich Stadtbier holen, das ist nicht zu stark." Des andern Tages besucht der Arzt den Patienten und findet das Fieber sehr vermehrt. Nach manchen Erkundigungen über die Diät des Kranken, gesteht der Letztere, daß er zwei Bouteillen Regensburger Bier ausgetrunken habe.—„Aber, mein Gott!" sagte der Arzt unwillig, „habe ich Ihnen nicht gesagt, Stadtbier sollen Sie trinken?"—„Nun," erwiderte der Patient, „ich trank ja Stadtbier; denken Sie, ich wäre krank in Regensburg; ist Regensburg ja doch auch eine Stadt!"